Glauben und Wissen.
1903. I. Jahrgang. — Heft 4. April.



Die Berechtigung der Entwicklungslehre.

II.

Das allseitige Interesse, das man seit Darwin der Entwicklungslehre entgegengebracht hat, ist, wenigstens bei den Laien, nicht eigentlich ein Interesse an der Sache selbst, vielmehr entspringt dasselbe der unzweifelhaften Beziehung, die sie zur Weltanschauung hat und die man ihr speziell zur christlichen geben kann: die Entwicklungslehre ist nämlich von vornherein gegen die christliche Weltanschauung ausgespielt und als Beweisstück des materialistisch-atheistischen Glaubens angesehen worden, und zwar von Freund und Feind. Aus dieser Meinung hat sich in den Augen der meisten Menschen ein Gegensatz herausgebildet zwischen „Entwicklung“ und „Schöpfung“, der geradezu unausrottbar ist. Das ist sehr zu bedauern, denn weder die Entwicklungslehre noch die christliche Weltanschauung haben daraus irgendwelchen Nutzen gezogen, im Gegenteil: sie haben sich beide nur in Irrtümer verrannt. Mir aber will es als höchste Zeit erscheinen, dass man den Irrtum einsieht und von beiden Seiten einen Kampf aufgibt, der ebenso unnötig wie unfruchtbar ist.

Zunächst ist zu bemerken, dass der Gegensatz für die erste Zeit wohl erklärlich und entschuldbar war; denn die Entwicklungslehre trat mit Darwin in einem durchaus atheistisch-materialistischen Gewande auf. Andrerseits muss die Umwandlung der Formen aus einer oder wenigen Urformen auf den ersten Blick dem Leser der mosaischen Schöpfungsgeschichte, welche dem Christen als verbindlich erscheint, mit dieser gänzlich unvereinbar sein.

Sind denn nun Entwicklung und Schöpfung wirklich Gegensätze? Wir haben den Begriff der Entwicklung oben besprochen und können sie kurz als die Entfaltung einer grösseren Mannigfaltigkeit aus einfachen Formen erklären. Schöpfung ist die Erschaffung der Welt, besonders der Lebeformen durch ein ausserweltliches Wesen, durch Gott. Ist in diesen beiden Begriffen nun wirklich ein Gegensatz enthalten? Er würde vorhanden sein, wenn man bei dem Begriff der Entwicklung die Wörtchen „von selbst“ einschaltete, wenn man also annimmt, dass sich

die Entwicklung von selbst, ohne jeden Eingriff und ohne Leitung durch einen Schöpferwillen vollzogen hat. Allein damit trägt man in den Begriff etwas hinein, was zunächst noch nicht in ihm liegt. Ja, wir werden demnächst noch sehen, dass dies sogar ganz unstatthaft ist. Zunächst ist von Wichtigkeit, dass wir feststellen: Die Entwicklung schliesst den Schöpfer nicht aus. Es ist unzweifelhaft möglich, dass sich der Schöpfer der Entwicklung als der Form seiner Schöpfung bedient hat.

Die andere Frage ist, ob die mosaische und damit auch christliche Auffassung der Schöpfung die Entwicklung zulässt, und um dies zu beantworten, muss man die Schöpfungsurkunde befragen, wie sie in der Genesis aufgezeichnet ist. Bei ihrer Beurteilung aber dürfen wir zweierlei nicht ausser Acht lassen: einmal ist dieser Schöpfungsbericht bei aller Ehrfurcht und Bewunderung, die er dem unbefangenen Leser einflössen muss, doch nicht von grundlegender Bedeutung für das Seelenheil des Menschen. Meines Erachtens könnte er fortfallen, ohne dass die eigentliche Bedeutung der christlichen Heilsgeschichte dadurch irgend berührt würde. Ich sage „könnte", aber er braucht es nicht, es liegt dafür gar kein Grund vor. Das zweite, was noch viel wichtiger ist und was von hüben und drüben viel schärfer betont und festgehalten werden sollte, ist dies: die Bibel und darum auch der Schöpfungsbericht will und kann kein Lehrbuch der Naturwissenschaft sein. Es ist daher ebenso unbillig, in ihr naturwissenschaftliche Wahrheiten zu suchen, die erst das 19. Jahrhundert entdeckte, als von ihr eine völlige Uebereinstimmung mit den neuesten Forschungen zu verlangen. Beides aber hat man in der Tat getan. So hat man z. B. aus dem Schöpfungsbericht die Lehre von der Konstanz der Arten lesen zu können oder gar zu müssen geglaubt, und hat dann weiter geschlossen, Gott habe nach jenem Bericht jede Art, wie sie heute die Naturforscher unterscheiden, für sich geschaffen. Und zwar schloss man alles dies aus jenem mehrfach wiederholten Wort: „ein jegliches nach seiner Art."

Nun überlege man nur einmal, was eine solche Behauptung und Auslegung Widersinniges in sich schliesst: der Berichterstatter vom ersten Kapitel der Genesis soll nach dieser Meinung eine Lehre vorweggenommen haben, die erst viele Jahrtausende später, im 18. Jahrhundert nach Chr., ebenso bestimmt von Naturforschern (Linné) ausgesprochen worden ist, wer will das glauben? Ist es nicht viel natürlicher anzunehmen, dass mit jenem Ausdruck nur die Verschiedenheit der Wesen bezeichnet und dass nachdrücklich hervorgehoben werden soll, dass Gott der Schöpfer aller dieser noch so verschiedenen Wesen ist? Die eine Stelle lautet z. B.: „Und Gott sprach: die Erde bringe hervor lebendige Tiere, ein jegliches nach seiner Art; Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art."

Ich kann beim besten Willen, falls ich nicht mit Hebeln und mit Schrauben gewaltsam hantieren will, in diesen Worten nichts anderes lesen, als was ich oben sagte. Schon die Zusammenstellung „Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden" zeigt, wie wenig es dem Verfasser auf naturwissenschaftliche Korrektheit ankommt; das Ganze macht vielmehr durchaus den Eindruck einer dichterischen Fassung des allgemeinen Gedankens: Gott hat alle Tiere auf Erden geschaffen, mögen sie auch

noch so verschieden sein. Wer daraus die Konstanz der Art und den Gedanken liest, dass Gott einzeln jede der heutigen Hunderttausende von Tier- und Pflanzenarten für sich geschaffen hat, der wird dafür keine Spur von Berechtigung aufweisen können. Im Gegenteil, das Schöpferwort: „Die Erde bringe hervor“ weis sogar jene naiv-gedankenlose Auffassung direkt zurück. Jedenfalls liegt aber in dem ganzen Bericht nichts, was einer Entwicklung widerspräche. Sollte dies tatsächlich zum Ausdruck kommen, so wäre es doch viel richtiger, wenn einfach gesagt wäre: Gott rief die ganze Welt mit einem Schlag ins Dasein. Aber nichts von alledem, die Genesis berichtet ja vielmehr von einem „Sechstagewerk“, also ist schon darnach die Welt nicht auf einmal geschaffen, sondern nach und nach, in einzelnen Stufen und Perioden von langer Dauer, wie man doch heute allgemein die „Tage“ auffasst. Liegt nicht darin schon ein Hinweis auf allmähliche Entstehung, also auf eine Entwicklung? Oder lässt diese einfache, aber von dichterischem Schwunge getragene Schilderung nicht wenigstens die Anschauung über das Wie? der Schöpfung durchaus frei, gestattet sie nicht darüber nach seiner Art nachzudenken, und hat sie nicht gerade damit das Recht der freien Forschung gewahrt und dadurch der Naturforschung gegenüber der Gebundenheit der heidnischen Naturanschauung einen ganz unschätzbaren Dienst erwiesen?[1])

Wir werden noch klarer in diese Verhältnisse sehen, wenn wir uns einmal fragen, was für einen Zweck denn der mosaische Schöpfungsbericht eigentlich hat. Nochmals muss ich da scharf zurückweisen, dass er etwa eine naturwissenschaftliche Lehre von dem Ursprung und der Bildung des Weltalls und der Erde im Besonderen aufstellen will. Dagegen ist es ja ganz unzweifelhaft, dass der Berichterstatter die Macht und Herrlichkeit des Schöpfergottes, an den die Juden glaubten, in das rechte Licht stellen und schildern will, und wer wollte leugnen, dass ihm dies in der einfachen und doch so erhabenen Weise seiner Darstellung besser gelungen ist, als es irgend einem anderen derartigen Bericht je gelang? Allein daneben hat die Genesis doch offenbar noch einen ganz anderen Zweck: sie will durch die Einteilung des Schöpfungswerkes in 6 grosse Perioden und die nachfolgende „Ruhezeit“ Gottes die Wocheneinteilung und Sabbatheiligung der Juden begründen und rechtfertigen. Da letzteres nun aber für uns keine Bedeutung mehr hat, so möchte auch jener Zweck des Berichts für uns gleichgiltig sein. Nach alledem liegt der Schwerpunkt des ganzen ersten Genesis-Kapitels für uns in den Worten: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, sowie in den immer wiederholten Worten: „Und Gott sprach“ und „Und es war gut“; endlich aber auch in dem 27. Vers: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“

Was uns also als gewaltige Wahrheit aus dem Bericht entgegentönt, das ist: 1. Gott hat die Welt durch sein Schöpferwerk ins Dasein gerufen; 2. er hat sie zu der grossartigen Harmonie geschaffen, die uns der Kosmos zeigt; 3. Er hat dem Menschen seinen Geist gegeben.

1) Wir werden über diesen sehr wichtigen Gedanken später eine eingehendere Arbeit bringen. D. H.

Und diese Wahrheiten lassen sich durchaus mit dem Gedanken vereinigen, dass sich die Welt, und was in ihr ist, entwickelte, dass Gott also die Entwicklung als die Art und Weise wählte, in welcher die Materie seinem Wort gehorchend sich zur heutigen Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt umgestalten und ausbilden sollte.

Und nun noch ein Wort darüber, ob diese Auffassung etwa der Würde und Allmacht Gottes irgendwie Eintrag tut, wie mancher wohl denkt. Es ist das gewiss Geschmackssache, ich muss aber für mein Teil sagen, dass mir die Auffassung der plötzlichen Inszenesetzung der ganzen Welt mit allen ihren Einzelheiten viel zu sehr nach dem Hokuspokus unserer Zauberkünstler schmeckt und dass ich viel bewundernder vor der Tatsache stehe, dass sich ein winziges, kleines Eichen langsam zu einem lebenden und webenden Tier entwickeln kann, als wenn das letztere ganz fertig der Mutter entspränge, wie Athene dem Haupte des Zeus. Ebenso ist mir geradezu überwältigend bewundernswert der Ausblick in eine Schöpfung, die sich aus kleinen, unscheinbaren Anfängen allgemach kraft der in sie gelegten Energien zu der unendlichen Mannigfaltigkeit und Harmonie entwickelte, die uns heute von allen Seiten umgibt. Es ist das, wie gesagt, eine Geschmackssache und über eine solche lässt sich bekanntlich nicht streiten. Nur dies verlange ich, dass die Anhänger der Theorie einer Schöpfung auf einen Schlag die Berechtigung einer Schöpfung durch Entwicklung auch vom bisherigen Standpunkt aus anerkennen. Mehr will ich zunächst gar nicht.

Was wir bisher besprochen haben, waren allgemeine Gesichtspunkte über die Entwicklungslehre: einmal ihr geschichtliches Auftreten, dann ihre Berechtigung und endlich ihre Beziehung zur christlichen Auffassung von der Schöpfung. Unsere Anschauung, besonders hinsichtlich der beiden letzten Punkte, wird sich aber noch bedeutend vertiefen, wenn wir nun demnächst das Wesen der Entwicklung genauer untersuchen.

E. Dennert.



Daß und warum die höchsten Fragen vom Glauben entschieden werden.[1])

1. Dass es so ist.

Hoch über den Fragen des niederen Lebens stehen die Fragen, die sich auf den tiefsten Grund und die letzten Ziele der Menschheit und Welt erstrecken, auf das Woher und Wohin unseres Lebens, dessen Sinn und Wert, auf das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit des Menschen, den Wahrheitsgehalt der Religionen und der christlichen insbesondere, auf den Ursprung unseres Gewissens, unserer Willensfreiheit und Verantwortlichkeit u. dgl. Je nach der Beantwortung dieser Fragen

---

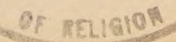
1) Dieser Aufsatz soll den über „Wissen und Glauben“ (Heft 2) ergänzen. D. H.

muss sich unser Dichten und Trachten, unser Tun und Lassen gestalten, die Axe, um die sich alles dreht. Darum bleiben auch nur stumpfe Geister diesen Fragen gegenüber kühl oder gleichgültig. Aber wo empfangen wir darauf die rechte, zuverlässige Antwort? Bei der Wissenschaft? Es ist ein niederschlagendes Geständnis, das der im vorigen Jahrhundert als Heros der Naturwissenschaft hochgefeierte Alexander von Humboldt mit resigniertem Humor ablegte: „Wenn man 80 Jahre strebt und forscht, so muss man sich doch endlich gestehen, dass man nichts erstrebt und erforscht hat. Wüssten wir doch wenigstens, wozu wir auf der Welt sind! . . . Das grösste Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein.“ Aus einer ähnlichen Stimmung heraus lässt Goethe den Faust klagen:

Es will mir schier das Herz verbrennen,
Dass wir nichts Rechtes wissen können.

Und wieviele Stimmen aus der neuesten Zeit und aus den Reihen der bedeutendsten Forscher klingen mit jenen hellen Leuchten menschlichen Wissens in der Trauer zusammen, dass alles Forschen die Rätsel unseres Lebens nicht zu lösen vermöge. Um so seltsamer nimmt sich die Zuversicht aus, womit manche Geister geringeren Grades den Anspruch erheben, darüber nicht nur ein Ahnen und Vermuten, sondern ein Wissen zu besitzen. Nicht mehr die Fahne des Glaubens entrollen sie, wie sie sagen, sondern die der Wissenschaft. Glauben sei der Standpunkt des Kindes; aber der reife, gebildete Mann sterbe infolge des Reichtums moderner Erkenntnis dem Glauben immer mehr ab.

Welche von beiden Seiten hat Recht? Es ist nicht schwer, nachzuweisen, dass alle Behauptungen der letzteren Art einer argen Selbsttäuschung entspringen. Nicht einmal für die niedrigeren Stufen unserer Erkenntnis treffen sie zu; denn auch hier gibt es kein reines, von allem Glauben losgelöstes Wissen. Vom Wissen im strengen Sinne des Wortes kann doch nur geredet werden, wo es sich um eine Erkenntnis handelt, die sich unserem vernünftigen Denken mit überwältigender Macht aus äusseren und inneren Wahrnehmungen aufdrängt. Wer immer zu den geistig gesunden Leuten gehört, dessen Vorstellen und Denken ist gewissen Grundgesetzen unterworfen, mit deren Hilfe man ihn Schritt für Schritt zur Anerkennung bestimmter Ergebnisse nötigen kann. Eine solche zwingende Gewalt wohnt dem Glauben nicht inne. Er setzt da ein, wo die Gesetze des Denkens bei ihrer Anwendung auf die Erfahrung nicht hinreichen, um jeden Widerspruch abzuschneiden. Mag er religiöser oder sittlicher oder wissenschaftlicher Glaube sein, immer beruhen die Überzeugungen, wozu man bei ihm gelangt, auf der Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, auf der Abwägung von Gründen und Gegengründen, für deren Gewichtsschätzung es keinen allgemein gültigen Massstab gibt, und schliesslich die abwägende Persönlichkeit mit ihrer Eigenart, mit ihren Interessen, Wünschen und Hoffnungen den Ausschlag gibt. Beide Arten der Erkenntnis nun aber sondern sich so scharf voneinander nur in ihren Begriffen. In der Wirklichkeit treiben sie Kompagniegeschäfte, nur dass auf diesem Gebiete der eine, in jenem der andere der Geschäftsteilhaber mit seinem Einfluss überwiegt. Selbst die Mathematik und Naturwissenschaft, denen vor allen anderen Disziplinen man die Domäne


PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

des Wissens zuerkennt, sind hiervon nicht auszunehmen. Die Mathematik geht von Axiomen aus, von denen man zu sagen pflegt, dass sie sich selbst beweisen, und damit eingesteht, dass es für sie keine Beweise gibt, sondern nur ein Glauben an sie, z. B. dass jede Grösse sich selber gleich ist, dass, wenn zwei Grössen einer dritten gleich sind, sie auch untereinander gleich sind u. a. Aller naturwissenschaftlichen Erkenntnis wieder liegt die Zuversicht zu Grunde, dass uns die Gesetze unseres Vorstellens und Denkens nicht irre führen und ebensowenig unsere Sinne. Recht deutlich tritt der Glaubensanteil in den naturwissenschaftlichen Hypothesen zu Tage, wie in der widerspruchsvollen Atomenlehre und der lückenhaften Entwicklungslehre.

Je höher nun aber der Bereich einer menschlichen Wissenschaft liegt, desto mehr wirkt bei ihren Ergebnissen ein Glauben mit. Wir denken dabei an „die ungenauen Wissenschaften“, wie Jakob Grimm sie genannt hat, an die, von denen er sagt, „dass sie uns näher zu Herzen stehen“, an die Geisteswissenschaften, die der Sprache, des Rechtes, der Geschichte, der Kunst und andere. Nur ganz kurz sei des Beispiels halber auf die grosse Verschiedenheit in der Darstellung und Beurteilung vieler Tatsachen und Personen durch die Geschichtsforscher hingewiesen. Wie erklärt sich diese Verschiedenheit? Teilweise aus der Beschaffenheit und Zahl der benutzten Quellen und ihrer Wertung, aus der ungleichen Kombinationsgabe und dem geringeren oder grösseren Scharfsinn der Historiker, aber zu einem anderen Teil aus der Verschiedenheit ihrer ganzen Lebensauffassung, aus den politischen, sittlichen, religiösen und konfessionellen Grundsätzen, von denen sie sich grossenteils unbewusst leiten liessen. Es gibt eben keine voraussetzungslose Wissenschaft, am wenigsten in deren höheren Stockwerken. Niemand kann aus der Haut heraus, in der er steckt. So frei er von besonderen Vorurteilen sein mag, so bringt er doch eine Reihe von Urteilen und Gedanken mit, die er niemals einer näheren Prüfung unterzogen hat, weil sie ihm als selbstverständlich erscheinen, gewisse Ansichten über Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Geschehens, über das Menschenherz mit seinem Dichten und Trachten, über Recht und Unrecht im Einzel- und im Gesamtleben u. dgl., dazu auch so manche Annahme, die er aus Gebieten, worin er selbst nicht zu Hause ist, auf die Autorität von Fachmännern sich angeeignet hat, oder die sich ihm bei eigner Beobachtung wiederholt aufgedrängt haben, und endlich auch den geheimen Wunsch, dass er im Verlauf der Dinge eine Bestätigung für seine tiefsten Lebensanschauungen finden möchte. Das alles aber ist nicht auf dem Boden des Wissens, sondern des Glaubens gewachsen.[1])

Erhebt sich nach dem Vorstehenden auch unser Wissen in der Geschichte wie im Naturgebiet auf der breiten Unterlage des Glaubens, so dass zwischen Wissen und Glauben eine Art von Symbiose sich herausbildet, ähnlich jener Lebensgemeinschaft, die manche Lebewesen untereinander pflegen, so erreicht der Glaube seine entscheidendste Bedeutung für die Behandlung der höchsten Fragen, die sich

---

1) Wir bringen später einen eingehenderen Artikel über den „wissenschaftlichen Beweis.“ D. Hrg.

unserem Geiste aufdrängen. Es erhellt das aus den Antworten, welche die hauptsächlichsten Weltanschauungen darauf geben. Ausser der christlichen kommen namentlich zwei in Betracht, die materialistische und die pantheistische Weltanschauung. Der Nerv beider ist nicht das Wissen, sondern Glauben.

Den Nachweis dafür beginnen wir bei der niedrigsten, der materialistischen, oder, wie man neuerdings lieber sagt, der monistischen Lebens- und Weltauffassung. Wie sehr gerade sie ein Kind des Glaubens und nicht des Wissens ist, das steht gleich ihrem Hauptsatz im Gesicht geschrieben. Alles ist Stoff. Er ist der Schöpfer aller Dinge. Schon das ist Glaube, und noch dazu ein grundverkehrter Glaube, den Stoff zu nehmen, wofür er uns erscheint, als das Tastbare, Ausgedehnte oder wie sonst. Mit dem allen bezeichnen wir nur Wirkungen, welche die Dinge in unseren Sinnen hervorrufen. Was der Stoff für sich selber sei, was eigentlich dahinter im Raume spukt, wissen wir nicht. Wenn man aber gar diesem Stoff, wie man nach dem Zusammenhange der materialistischen Gedankenreihe muss, die Ewigkeit zuspricht, so geziemt sich die Frage, mit welchem Mikroskop man denn diese Ewigkeit entdeckt hat, oder nach welchem Denkgesetz sie sich als eine notwendige Annahme erweist. Man hat keinen anderen Grund dafür als den von manchen Materialisten offen ausgesprochenen: Weil sie sonst an einen lebendigen Gott glauben müssten. Den einen Glauben verwirft man; einen anderen setzt man an seine Stelle.

Aber der Glaubensanleihen muss man noch mehrere machen. Oder was ist es anderes, wenn man aus dem toten Stoff ohne weiteres das Leben hervorgehen lässt, obschon sich noch bis zur Stunde eine Selbstzeugung als unmöglich erwiesen hat? Noch kühner ist der Glaube, der aus der bewusstlosen Materie sogar das Seelenleben auf seinen niedrigen wie höheren Stufen erzeugt werden lässt. Von den Kraft- und Stoff-Philosophen ist nicht einmal ernstlich versucht worden, verständlich zu machen, wie aus den empfindungslosen Atomen, aus physikalischen und chemischen Vorgängen die Empfindung, geschweige denn, wie daraus das einheitliche Selbstbewusstsein des Menschen, aus dem beständigen Stoffwechsel dessen bleibendes Selbstgefühl entspringen könne, oder was sie bei dem sie beherrschenden Mechanismus befähige, sich einen darüber erhabenen freien Willen, einen Unterschied von gut und böse, Gefühle der Verantwortlichkeit und Schuld vorzuspiegeln. Hier reiht sich ein Glaubenssatz an den anderen. Unter dasselbe Urteil fällt auch, was der Materialismus über den Zweck unseres Daseins, über die Entstehung des Gewissens, des Glaubens an Gott und die Unsterblichkeit des Menschen und vieles andere behauptet. Wie kaum eine andere gründet sich diese traurigste aller Weltanschauungen auf Dogmen, nicht auf Wissen.

Blutsverwandt mit dem Materialismus ist der Pantheismus, der Bruder des ersteren, neben dem roheren, grobsinnlichen Esau der glatte, feinere Jakob. Die Formen, in denen der Pantheismus auftritt, sind verschieden; aber der Grundgedanke ist überall derselbe: Das All ist Gott. Das ist nicht so gemeint, als sei jedes einzelne Ding, jede Pflanze, jedes Tier Gott; das würde ja zu einer unübersehbaren Vielgötterei führen. Vielmehr wird das Allgemeine, was allen einzelnen Erschei-

nungen zu Grunde liegt, darin lebt und webt, Gott genannt. Es ist dies kein persönlicher, seiner selbst bewusster Gott, sondern der unbewusste, unpersönliche Urgrund, aus dem alles Seiende emportaucht wie die Welle aus dem Meere, und in das es bei seinem Untergange wieder zurücksinkt. Am fasslichsten hat es der Philosoph Spinoza vor Jahrhunderten ausgedrückt, indem er zwischen der gebärenden und der gebornen Natur unterschied, und unter dieser die Welt der Erscheinungen begriff, unter jener deren Mutterschoss. Unwillkürlich werden wir dabei an die bei Unzähligen gang und gäbe Redeweise von der Natur erinnert. Die Natur erzeugt nach ihnen alles, die Ernte auf den Feldern, die Heilung der Krankheit, den Lauf der Gestirne, den Wechsel der Jahreszeiten und unendlich viele sonstige Dinge.

Diese Weltansicht aber ist so wenig eine Frucht des Wissens, dass man ihr vielmehr ihre Abstammung aus dem Glauben unschwer anmerkt. Wie käme sie sonst so leichten Kaufes über die grossen Unbegreiflichkeiten und Widersprüche hinweg, woran sie leidet! Aus den Kräften als der Innenseite der Welt sollen die Stoffe, die Aussenseite der Welt, hervorgehen; man sieht nicht, wie. Aus dem des Denkens und der Berechnung unfähigen Weltgrunde soll die Vernünftigkeit, Zweckmässigkeit und Schönheit der geordneten Welt entstehen, aus dem Bewusstlosen das Bewusstsein im Menschen, aus dem Niederen das Höhere, aus dem Unorganischen das Organische bis hinauf zum Menschen, aus den zwangsweise wirkenden Naturtrieben die Freiheit der sittlichen Entscheidung, aus dem Unpersönlichen das Persönliche, ohne dass das Neue, das dabei zu Tage tritt, aus dem allgemeinen Urgrunde erklärt werden kann. Mit einem Wissen vertragen sich solche Rätsel schlechterdings nicht. Nur der Glaube hilft dem Pantheismus darüber hinweg. Aber mehr noch. Der Lebensgrund der ganzen Welt ist ihm das Unendliche. Wo in aller Welt ist das Unendliche zu finden? Nur im Endlichen, lautet die Antwort. Aber vom Endlichen zum Unendlichen ist ein gewaltiger Sprung. Wer trägt über den Abgrund hinüber? Das Wissen wahrlich nicht. Es hat keine Flügel. Nur der Glaube hat sie. Er macht auch im Pantheismus die Dogmen, worauf sich dieser stützt. Keines von ihnen ist bewiesen; sie alle sind einfach dekretiert.

Glaubens- nicht Wissenssätze sind auch die Antworten, die das Christentum auf die höchsten, die sittlich-religiösen Lebensfragen erteilt. Obenan steht hier die Frage aller Fragen, die Frage nach Gott. Dass ein lebendiger, persönlicher Gott sei, lässt sich mit Gründen der Vernunft zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit bringen, mag auch deren Grad verschieden bemessen werden. Das ist der Wert der sogenannten Beweise für das Dasein Gottes, wie sie von der Entstehung der Welt und ihrer Gesetze, von der wunderbaren Ordnung und Zweckmässigkeit ihrer Einrichtungen, vom Gewissen und der religiösen Veranlagung des Menschen hergenommen sind. Aber eine zwingende Kraft wohnt allen diesen Beweisen nicht inne.[1]) Immer sind Ausflüchte möglich, und trotz aller Bemühung, sie abzuschneiden, kann man doch unmöglich dem Fluchtwilligen jeden Schlupf-

---

1) Wir werden auch diese Frage demnächst behandeln. D. H.

winkel verschliessen. Wir haben ja von Gottes Existenz weder eine sinnliche noch eine mathematische Gewissheit. So kann man z. B. ein noch so umfassendes Museum von allerhand Zweckmässigkeiten in der Natur anlegen: es wird denen, die sich durch keine anderen als allein durch Verstandesbeweise zur Annahme eines persönlichen Gottes bewegen lassen wollen, immer gelingen, eine Anzahl von Unvollkommenheiten gegenüberzustellen. Die Welt gleicht einmal, wie jemand gesagt hat, „in mancher Hinsicht gewissen Dörfern am Rhein, die von vorn, wenn man mit dem Dampfschiff vorbeifährt, höchst stattlich, von hinten aber ziemlich elend aussehen." Gewiss, jede andere Erklärung für die Existenz und Beschaffenheit der Welt gibt uns noch grössere Rätsel auf. Aber immerhin bleibt in den Beweisen für das Dasein Gottes ein Rest, der in dem Rechenexempel nicht aufgeht. Um nur noch eins zu erwähnen, so zwingt uns das Hauptgesetz unseres Denkens, das Kausalitätsgesetz, zu allem, was existiert, eine hinreichende Ursache zu suchen, und veranlasst uns einen Schöpfer der Welt anzunehmen. Aber eben dasselbe Gesetz bringt uns in Verlegenheit, wenn wir es auf Gott anwenden: Gott ist sein eigener Urheber. Wer kann das verstehen? Auch noch andere Einwürfe gegen den Gottesglauben sind denkbar. Wie leicht oder wie schwer man es sich vorstellen mag, sie zu widerlegen, immer wird der grosse Schritt von der Wahrscheinlichkeit, die für Gottes Dasein spricht, oder von der schwankenden Ungewissheit darüber bis zur festen Überzeugung davon die Folge einer sittlichen Tat sein. „Glaube", sagt der Philosoph Fichte, „ist der Entschluss des Willens, das Wissen gelten zu lassen" und fügen wir hinzu, das Wissen, soweit es solches gibt. Noch mehr aber ist Glaube der Wille, den Selbstbezeugungen Gottes in der Natur, in der Geschichte, in unserem Gewissen, in unseren Führungen, in den Anfassungen durch seinen Geist und sein Wort nachzugeben und zu folgen. „Der Glaube an Gott ist nicht eine Wissenschaft, sondern eine Tugend."

Zu dem eisernen Bestande der natürlichen Religion, des Vernunftglaubens, zählte von jeher auch, und nicht an letzter Stelle, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des Menschen. Die für diese Ueberzeugung bis zum Ueberdruss wiederholten Gründe hielt man meist für unwiderlegbar. Man entlehnte sie vornehmlich von der allgemeinen Verbreitung dieses Glaubens, von der Natur des menschlichen Geistes und von der Forderung des Gewissens und der Gerechtigkeit. Manches gesunde Körnlein haltbarer Wahrheit findet sich darunter. Es ist auch kein Luftschaufeln, wenn man auf christlichem Boden zur Verstärkung dieser Beweise den Ewigkeitssinn und die Gottebenbildlichkeit des Menschen heranzieht, sowie die Auferstehung Christi und die enge Liebesgemeinschaft, die Gott mit den Seinen eingeht, und die unmöglich auf die kurze Spanne des Erdenlebens beschränkt sein kann. Aber doch kann man sich bei eingehender Prüfung nicht verhehlen, dass in dem allen nur dem Gläubigen Gründe gereicht werden, seinen Glauben auch vor der Vernunft zu rechtfertigen, dass sie aber nicht dazu angetan sind, einen Ungläubigen mit Sicherheit zu überführen. Nur zu leicht kann dieser sich hinter weit verbreitete Gegengründe verkriechen, wie sie namentlich durch die umfassende Abhängigkeit unseres Geistes von seinem Leibe und die schwere Vorstellbarkeit eines

jenseitigen Lebens nahe liegen. So kann es denn einem, der mit dieser Frage allein vor das Tribunal der Vernunft hintritt, um Antwort zu erhalten, wie manchem Zuhörer im Gerichtssaal gehen, der, wenn er den Ankläger des Beschuldigten gehört hat, diesem Recht geben muss, und ist er darnach aufmerksam der Rede des Verteidigers gefolgt, nicht umhin kann, diesem zuzustimmen. Auch hinsichtlich der Frage nach unserer Unsterblichkeit gibt es weder auf der einen noch auf der anderen Seite Beweise, die den Verstand nötigen, sich gefangen zu geben. Vor unseren Geistesaugen hat Gott auch in diesem Stück einen Vorhang gezogen, den keine Anstrengung menschlicher Vernunft zu heben imstande ist. Sie mag mit Ahnungen und Hoffnungen davor stehen; aber so lange sie auf ihre eigene Kraft angewiesen ist, wird das alte Wort des Confucius Recht behalten: „Wir kennen das Diesseits nicht; wie sollten wir das Jenseits verstehen?“ Was jeder jenseits des Grabes erwartet, das stammt nicht aus seinem Wissen, sondern aus seinem Glauben.

Eben dieselbe Instanz entscheidet schliesslich auch immer, mag diese Entscheidung ausfallen, wie sie will, über die Ueberzeugungen, die sich in uns über die göttliche Vorsehung und das Gebet bilden, über das Gewissen, seinen Ursprung und seine verpflichtende Kraft, über die Grundlagen aller Moral, unsere Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Es wäre nicht so schwer, dies im einzelnen nachzuweisen. Aber, um nicht weitläufig zu werden, begnügen wir uns, dies anzudeuten und verfahren gleicherweise auch bezüglich der eigentlich christlichen Wahrheiten. Der uralte Kampf um die Person Jesu Christi wird niemals durch eine Abwägung wissenschaftlicher Gründe ausgetragen, ebensowenig wie der um die heilige Schrift. Beide, Christus und Bibel, haben eine göttliche und eine menschliche Seite an sich. Je nach seiner geistlichen Grundrichtung wird der eine die erstere, der andere die zweite betonen, seine Stellung dazu mit vermeintlich so schwerwiegenden Gründen zu rechtfertigen versuchen, dass für ihn dieselbe Schale sinken muss, die für den anderen steigt. Der gleichen Erscheinung begegnen wir auch bei anderen Kapiteln des christlichen Glaubens, wie bei den Heilswundern Jesu und seiner Auferstehung, bei der Wertung des Glaubens und der Werke, der Sünde und unserer Gottebenbildlichkeit u. a. Ueberall lässt sich die Tatsache feststellen, dass keine Beweisreihe, weder die verteidigende noch die angreifende, über eine allen Widerspruch niederzwingende Ueberzeugungskraft verfügt. Ein Wissen in dem oben festgestellten Sinn dieses Wortes gibt es auf diesen Gebieten nicht und soll es nicht geben. Wer aus irgend einem Grunde eine Neigung hat, die christliche Wahrheit anzuzweifeln, der findet Vorwände genug, sich ihrem Einfluss zu entziehen, während auch umgekehrt der Andersgerichtete Aufforderung genug vernimmt, sich ihr hinzugeben und an ihr nicht irre zu werden. Praktische Hingabe an sie ist der Preis, um den sie sich enthüllt. „Du musst glauben, du musst wagen, denn die Götter leihn kein Pfand.“

Auf diesen Weg verweist denn auch Christus alle wahrheitsuchenden Seelen in seinem ewig denkwürdigen Ausspruch: „So jemand will des Willen tun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob

ich von mir selber rede." Es ist hier nicht der Ort zu einer Auslegung dieses Wortes. Genug, wenn wir daraus die Gewähr entnehmen, dass wir uns im rechten Geleise bewegen, indem wir die Entscheidung über die höchsten Lebensfragen nicht vom Forschen und Wissen abhängig machen, sondern von einer sittlichen Tat. Diese Tat aber heissen wir Glauben. Durch ihn allein kommen wir zum Ziel, während wir sonst auf einen toten Strang geraten.

Um dies zu verdeutlichen, vergegenwärtigen wir uns, wie ein Mensch zum christlichen Glauben gelangt. Es ist gleichgültig, ob wir dabei an einen bis dahin dem Evangelium abgeneigten Menschen denken oder an einen toten Kopfgläubigen. Ehe hier auch nur von einer Willigkeit, im Vollsinn des Wortes zu glauben, die Rede sein kann, muss das Herz in Lagen gebracht werden, worin es das Unbefriedigende seines bisherigen Standpunkts inne wird, weil er ihm nicht gewährt, was es jetzt an Kraft, Trost und Friede braucht. Mancherlei ist imstande, ihm diesen Dienst zu erzeigen, Stunden tiefsten Leids, schwere Versuchungen zu einem tiefen Fall, auch wohl ein tiefer Fall selber, die Öde und Leere des Gemüts, die sich nicht selten mitten im höchsten Glück einstellt, die Begegnung mit beneidenswert fröhlichen Bekennern Christi, eine Lebensgefahr, oder was es sonst sein mag. So zeigte z. B. dem Fürsten Bismarck der Verkehr mit lebendig-christlichen Familien, was ihm fehlte. Eben dasselbe Gefühl weckte in einem gebildeten Leser das Buch von Busch über Bismarck, indem es ihm das Geständnis abnötigte: „Wenn sich ein so grundgescheiter Mann wie der Kanzler zum Glauben hält, so muss doch wohl etwas daran sein." In dem Maler Ludwig Richter brachte ein Sylvesterabend, den er im Kreise von drei ernst gerichteten Freunden verlebte, den Keim zu einem neuen Leben, der sich in ihm regte, zum Durchbruch, in dem Maler Cornelius und dem Professor Tholuck eine herzliche Fürbitte für sie, die sie zufällig belauschten, in Luther ein Blitzstrahl, der nicht weit von ihm einschlug. Den erkrankten Rosegger hob die ununterbrochene Lektüre der Evangelien auf eine neue Glaubensstufe, und wie mancher Arzt und Nicht-Arzt hat an seligen Sterbebetten den Anstoss zu seiner Umkehr empfangen. Doch wer kann sie alle aufzählen die Handhaben, die Gott gebraucht, um das Herz für die Einwirkungen der oberen Welt empfänglich zu machen und deren Kräfte spüren zu lassen. Ist das geschehen, so hängt nun alles davon ab, ob der Mensch den ihn bald anheimelnden, bald niederbeugenden Selbstbezeugungen Gottes an seinem Gemüt und Gewissen sich hingibt, ob er sich in den Kreis der Erfahrungen hineinziehen lässt, die ihn umfassen möchten. Die Entscheidung trifft der Wille gemäss dem Rat von Claudius: Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr. Je einfältiger und rückhaltloser er die ernsten und heiligen Eindrücke in sich aufnimmt, desto fester und sicherer wird der Glaube. So ist der Glaube im tiefstem Grunde eine sittliche Tat.

Damit ist nicht ausgeschlossen, dass der Glaube andererseits eine Gabe Gottes ist, ein Werk, das Gottes Geist in uns vollbringt, natürlich nicht gegen unsern Willen, sondern mit dessen Zustimmung. Schon das ist auf Rechnung der göttlichen Vorsehung zu setzen, wenn wir in Lagen, in eine Umgebung gelangen, wodurch wir aus unserer Sicherheit aufgerüttelt und achtsam auf den Ruf der Gnade

werden, aber nicht minder das Keimen und Wachsen des in uns ausgestreuten Samens unter dem Lebensodem des göttlichen Geistes. Von unten, vom Menschen aus angesehen, ist der Glaube unser, von oben, von Gott angesehen, ist er Gottes Werk.

Hat demnach der christliche Glaube eine doppelte Wurzel, eine menschliche und eine göttliche, so folgt daraus, dass nicht jeder Unglaube und noch viel weniger jedes Noch-nicht-glauben die Schuld des Menschen ist. Wie oft geschieht es, und zumal in unseren Tagen, dass jemand unter Einflüssen seiner Umgebung lebt, die dem Evangelium feindlich sind, und deren bestrickender Macht er sich noch nicht zu entziehen vermag. Vorurteile und Irrtümer des Zeitgeistes, in denen er erzogen und aufgewachsen ist, oder die ihn sonst durch Schrift und Wort auf falsche Fährte brachten, Ärgernisse, die ihm der Wandel rechtgläubiger Christen erregte, haben sich wie ein dichter Nebel um ihn gelagert und lassen die Sonne der Wahrheit nicht zum Durchbruch kommen. Ähnlich einem im tiefen Wald verirrten Wanderer dreht er sich unaufhörlich in bestimmten Gedankenkreisen, meint wohl auch mittels seines Verstandes, seines Forschens und Grübelns doch endlich aus dem Dunkel ans helle Licht kommen zu müssen, und bleibt doch auf seinem Holzwege. Noch ist ihm der Führer nicht erschienen, der ihn aus seinen Zirkeln herausbrachte, oder, wenn er ihm erschien, war seine innere oder äussere Lage noch nicht so geartet, dass sie ihn drängte, ihm zu folgen. Es fehlte bisher an den inneren Gegenwirkungen der göttlichen Gnade, die über die Anstösse des Verstandes hinüberhelfen und dessen schärfste Einwürfe oft im Nu gleich Zwirnsfäden zerreissen. Auch über die einzelnen Menschen, wie über die Völker, waltet eine Erwählungsgnade, die den einen früher, den anderen später, jeden zu seiner Zeit die Lebensmacht des Evangeliums spüren lässt und so die Bedingungen schafft, die für die Entstehung herzlichen Glaubens notwendig sind. Darum keinen aufgeben, über niemand den Stab brechen, sondern in der Liebe, die alles glaubt und alles hofft, dem Irrenden die helfende Hand reichen und geduldig warten, bis auch ihm noch seine Gnadenstunde schlägt!

2. Warum es so ist.

Dass die höchsten Fragen nicht vom Wissen, sondern vom Glauben entschieden werden, haben wir bisher nachzuweisen gesucht. Jetzt soll unser Nachdenken dem Grunde dieser Einrichtung gelten. Wer hätte noch niemals den Wunsch gehabt, gerade in den allerwichtigsten Fragen den Irrenden bis zur vollen Entwaffnung überführen oder auch seine eigenen jeweiligen Zweifel mit unwiderleglichen Gründen niederschlagen zu können? Warum offenbart sich der Schöpfer nirgends so klar und deutlich, dass auch der Widerstrebende zu dessen Anerkennung genötigt werden kann? Warum gibt es keine Beweise für unsere Unsterblichkeit, wodurch auch ihren kecksten Leugnern der Mund geschlossen werden kann? Warum ist das Evangelium so eingerichtet, dass sein göttlicher Ursprung und seine seligmachende Wahrheit sich nur denen dartun lässt, deren Gemüt den Beweisen entgegenkommt, dass es dagegen denen, die es bestreiten wollen, so manchen Vorwand dazu gewährt? Ja warum, warum? So könnten wir noch zehn- und zwanzigmal im Hinblick auf die

christlichen Glaubenssätze fragen! Warum kann man ihre Richtigkeit nicht so schlagend und zwingend beweisen, wie einen mathematischen Lehrsatz oder ein Gesetz der Natur?

Auf einem Zufall kann es nicht beruhen. So wenig dieser nur zu oft herbeigerufene Lückenbüsser und Nothelfer zum Verständnis der übrigen Erscheinungen der Welt etwas beizutragen vermag, ebensowenig kann der Rückgriff auf ihn hier helfen, wo es sich um eine so umfassende und bedeutsame Ordnung handelt. Offenbart sich in der Welt an Tausenden von Stellen Vernunft und Zweckmässigkeit, so werden wir eben dasselbe von vornherein vermuten dürfen, wo es die wichtigste Angelegenheit der vornehmsten Kreatur gilt, und zwar nicht einzelner Menschen nur, sondern aller. Aller, sagen wir mit Nachdruck. Gerade darin dürfte der Schlüssel zu der anfänglich so rätselhaft erscheinenden Einrichtung liegen. Es ist das höchste Interesse jedermanns, zur Gewissheit darüber zu gelangen, wozu er auf der Erde sei, ob die Welt im grossen wie seine eigene kleine Welt von einem lebendigen Gott regiert werde, wie er zum Frieden komme, was jenseits des Grabes liege u. dgl. Nichts denn Grausamkeit wäre es, uns Fragen solcher Art ins Herz zu schieben und keine Möglichkeit zu ihrer Lösung zu gewähren. Wir wären dann schlimmer daran als das Tier; es kennt unsere Qual nicht. Soll darum A. von Humboldt, der seinem früher angeführten Worte den Satz vorausschickt: „Das ganze Leben ist der grösste Unsinn“, nicht Recht haben, so muss es einen Weg geben, auf dem jeder ohne Ausnahme, wenn er zum Nachdenken über sich erwacht ist, zur Klarheit über jene Fragen hindurchdringen kann.

Aber wie würde es doch um diesen Weg bestellt sein, wenn er nur durch Wissen gefunden werden könnte? Mag man aus dem Verlaufe der Geschichte jede beliebige Zeit herausgreifen, die allerwenigsten Menschen in ihr waren und sind imstande, die Beweisführungen des Wissens auch nur zu verstehen und noch viel weniger, ihre Beweiskraft zu prüfen und zu würdigen. Es bedarf dazu nicht nur einer Fülle von Kenntnissen, sondern auch einer Klarheit und Schärfe des Denkens, einer Übung und Schulung, auch schwierigere Gedankengänge genau zu verfolgen und ihnen auf die Finger zu sehen, wie sie doch nur den geistigen Besitz von einer kleinen Minderzahl ausmacht. Woher soll denn den Millionen, die dazu weder Zeit noch Begabung genug haben, und bei denen die Sorge um das tägliche Brot, ihrer Hände Arbeit, ihr irdischer Beruf alle ihre Kräfte in Anspruch nimmt, die Fähigkeit kommen, um hier richtig urteilen zu können? Würde die letzte Entscheidung in den höchsten Fragen unseres Lebens nur vom Tribunal der Wissenschaft getroffen, so würde die ungeheure Mehrzahl der Menschen stets in sklavischer Abhängigkeit von etlichen Gelehrten einhergehen müssen. Was diese Aristokratie des Geistes als Wahrheit proklamierte, dem müsste das ungelehrte Volk zufallen; und wenn droben auf den Höhen des Forschens und Wissens der Wind umschlüge und die Wetterfahne nach einer anderen Richtung zeigte, so müssten die ungezählten Unmündigen die Wendung mitmachen. Eine unerträgliche geistige Hörigkeit würde die unausbleibliche Folge für die allermeisten sein. Für sie würde eine persönliche Gewissheit ihres Heils für immer ausgeschlossen sein. In ähnlicher Weise wie auf dem

katholischen Standpunkt hätte die grosse Masse des Volkes auf Autorität hin zu glauben, nur dass an Stelle der kirchlichen die wissenschaftliche getreten wäre.

Seit den Tagen der Reformation haben Millionen das Joch zerbrochen, das Konzilien und Päpste der Laienwelt dadurch auferlegt hatten, dass sie dieser bei schwerster Strafe vorschrieben, was sie zu glauben hätte. Mit gutem Recht hat noch vor kurzem der Hauptredner auf dem Jubiläum der Universität Wittenberg hervorgehoben, dass Luther sich nicht zufrieden geben wollte mit dem, „was andere über die Dinge gedacht und gesagt hatten, dass er vielmehr die Dinge selbst haben und sehen wollte.“ Es ist uns aus der Seele geredet, wenn dieser Bahnbrecher der neuen Zeit mit Glaubensmut, man möchte fast sagen, mit Glaubenstrotz dem Papst zuruft: „Du wirst nicht stehen und antworten, wenn ich sterben soll, sondern ich muss sehen, wie ich daran sei, dass ich der Dinge gewiss sei.“ Aber ein vielleicht noch härteres und schlimmeres Joch als das genannte würde der Menschheit aufgehalset werden, eine sehr kleine Zahl Wissenskundiger ausgenommen — und wieviele würden das genau besehen schliesslich sein! — wenn die Wissenschaft massgebend sein sollte in den wichtigsten Anliegen des Herzens. Hat denn nicht jeder, auch der Niedrigste und Ungelehrteste, jeder Tagelöhner und Fabrikarbeiter, jede Dienstmagd und jeder Handwerker, ein göttliches Recht, wenigstens hier auf eigenen Füssen zu stehen? In wer weiss wievielen anderen Dingen vermag er es nicht; auch in vielem weltlichen Wissen und Können muss er den Meistern in diesen Gebieten trauen. Aber da, wo es, wie Luther sagt, „seinen Hals und sein Leben gilt“, muss er ein freier, selbständiger Mensch sein können. Das ist sein unveräusserliches Menschenrecht. Wie könnte er sonst für die Lebensrichtung, die er einschlägt, vor Gott und seinem Gewissen verantwortlich sein? Mit seinem Mangel an Wissen und Bildung wäre er ein für allemal entschuldigt. Es ist darum ein herrliches Zeugnis für Gottes Weisheit und Liebe, dass er für unsere Vergewisserung in den erhabensten Wahrheiten einen Weg erfunden hat, der jeden zum Ziel leiten kann, den des Glaubens. Im Glauben kann jeder durch Erfahrung inne werden, was es um Gott, Gewissen und Evangelium sei. Er braucht den Anfassungen, die Gottes Geist früher oder später ihn fühlen lässt, nur nachzugeben, und die Wahrheit bezeugt sich an ihm, wie die Sonne sich bezeugt, indem sie leuchtet und wärmt. Auf diesem Wege hat niemand einen Vorzug vor dem anderen; hier sind alle gleich.

Eben derselbe Weg gewährt aber auch noch einen anderen, unentbehrlichen Vorteil. Er führt zu einer Gewissheit, wie sie sich durch verstandesmässige Beweise nicht erreichen lässt. Ansichten, mit denen keine unerschütterliche Zuversicht von ihrer Wahrheit verknüpft ist, mögen in manchen irdischen Dingen erträglich sein. Hier stehen immer nur vergängliche Güter auf dem Spiele. Ändert sich eine lange Zeit herrschende Meinung über diese, jene naturwissenschaftliche oder geschichtliche Frage, so macht das kaum irgend einem schlaflose Nächte. Aber wenn es den Frieden des Herzens, das Heil in Zeit und Ewigkeit gilt, so ist jede Kursänderung von unermesslicher Bedeutung. Überzeugungen, deren Zuverlässigkeit erschüttert ist, die zwischen einem „Vielleicht, Vielleicht auch

nicht“ hin und her schwanken, gleichen dem gebrochenen Stabe; wer kann sich darauf stützen? Die Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Unwahrheit, die Schleiermacher der Religion zuschrieb, ist dieser durchaus fremd. Man würdigt sie damit zur blossen Gefühlserregung, zu einem Spiel der Phantasie herab. Dazu aber steht sie viel zu hoch und hehr da. Nein, unabtrennlich von dem sittlich-religiösen Glauben ist die Forderung seiner Stichhaltigkeit und unbedingten Wahrheit. Dieser Forderung aber tut der christliche Glaube seinem innersten Wesen nach Genüge. Er bezieht sich nicht auf tote, kalte Erkenntnisse, sondern auf lebendige, göttliche Realitäten, auf persönliche Lebenswirkungen Gottes selber, auf Ausstrahlungen seines Wesens, von denen der im Grunde seiner Seele durchdrungen wird, der willig in ihren Bereich eintritt. Sie erfassen nicht zuerst den Kopf, sondern das Herz, diesen Sammelheerd unseres inneren Menschen. Pascal schreibt mit Grund: „Die göttlichen Wahrheiten gehen nicht durch den Verstand in das Herz, sondern durch das Herz in den Verstand. Denn die menschlichen Dinge muss man kennen, um sie zu lieben; die göttlichen muss man lieben, um sie zu kennen.“ Wie ich einer Kraft nur gewiss werde, wenn ich sie auf mich wirken lasse, so kann ich auch von den Kräften der oberen Welt nur überführt werden, wenn ich mich von ihnen ergreifen lasse. Es lässt sich in der Welt nicht alles auf einerlei Art beweisen. Wäre es nicht lächerlich, die Schönheit eines Gemäldes, die Erhabenheit einer Musik, die Hoheit eines Charakters in derselben Weise dartun zu wollen, wie einen Satz der Mathematik? Es ist unanfechtbar, einen philosophischen Gedanken auf seine Haltbarkeit verstandesmässig zu prüfen. Aber es wäre widersinnig, dies in gleicher Weise mit den Offenbarungen Gottes an das Herz tun zu wollen. Von ihnen wird man nur überzeugt, wenn man sie erfährt. Erfährt man sie aber, so ist aller Zweifel an ihrer Existenz überwunden, sowie keiner mehr an der Kraft des elektrischen Stromes zweifelt, der sie an seinen Gliedern gespürt hat. Dieser Beweis des Geistes und der Kraft und insbesondere sein innerster Nerv, der Umschwung, den das mit lebendigem Glauben erfasste Evangelium in Herz und Wandel erzeugt, schliesst die Gewissheit in sich, nach der wir gerade in der höchsten Angelegenheit verlangen. In diesem Boden allein kann die christliche Überzeugung ihr kräftiges Mark und die Pfahlwurzel gewinnen, die auch im Sturm nicht bricht. Wurzelte sie allein im Wissen und söge sie ihre Kraft aus Gründen der Vernunft, so würde sie eine solche Festigkeit nie erreichen. Scharfsinnigen Geistern gegenüber wäre niemand davor sicher, dass ihm der Boden unter den Füssen fortgezogen würde. Wo im Kampf der Geister die grössere Kunst der Beweisführung auf dem Plane erschiene, da müsste der weniger Geübte die Waffen strecken; er würde seines religiösen Besitzes niemals recht froh werden können. Ungleich günstiger und sicherer ist seine Lage, wenn sein Herz nicht durch Wissen, sondern durch Erleben und Erfahren fest geworden ist. Was jemand erfahren hat, und was noch heute durch die segensreichsten Folgen fortwirkt, das ist sein unverlierbares Eigentum geworden; niemand kann es ihm rauben, auch kein Verstandeseinwand. Eher lässt er sich das Blau vom Himmel abstreiten, als die Krone aller seiner Erlebnisse. Kann er sich nicht anders helfen, so wird er sich mit dem geheilten Blind-

gebornen in die uneinnehmbare Burg zurückziehen: „Ist er ein Sünder, das weiss ich nicht; aber eins weiss ich wohl, dass ich blind war und bin nun sehend.“

Erwägungen, wie wir sie im Vorstehenden anstellten, dürften vielleicht geeignet sein, uns mit einiger Ehrfurcht vor der göttlichen Weisheit zu erfüllen, die uns in den höchsten Fragen nicht aufs Wissen, sondern aufs Glauben angewiesen hat. Aber noch wichtiger als die bisher angeführten Gründe scheint uns ein dritter zu sein. Jeder andere als der von Gott geordnete Weg, zur Gewissheit zu gelangen, würde unsere Freiheit, die unentbehrliche Voraussetzung aller Frömmigkeit und Sittlichkeit, zerstören. Nehmen wir einmal an, der religiösen Wahrheiten, der spezifisch christlichen nicht nur, sondern auch der allgemein religiösen, würden wir nicht durch den Glauben gewiss, sondern entweder dadurch, dass Gott und die Dinge der Ewigkeit aus ihrer Verborgenheit sinnlich sichtbar für jedermann heraustäten, oder dadurch, dass wir in verstandesmässiger, unwidersprechlicher Demonstration davon überführt, und alle Zweifel abgeschnitten würden: was würde die Folge sein? „Gott und Ewigkeit würden“, wie Kant sagt, „mit ihrer furchtbaren Majestät uns unablässig vor Augen liegen.“ Starre Furcht, namenloser Schrecken würden keine Übertretungen des göttlichen Gebotes, keine Äusserungen der Gottlosigkeit offenbar werden lassen; aber alles wäre erzwungen, und damit jede Religion des Herzens, jede freie Sittlichkeit ausgeschlossen. Erzwungene Frömmigkeit ist gar keine Frömmigkeit. Erzwungene Sittlichkeit ist gar keine Sittlichkeit. Jeder würde aus Berechnung und Spekulation Gott zu dienen streben, keiner aber aus Liebe und Dankbarkeit. Nur ein Mensch von zu geringer Vernunft könnte dann noch gottlos, aber wahrhaft fromm und tugendhaft kein einziger mehr sein. Gott aber will keine Sklaven; er will freie Diener. Er ist zu vornehm, als dass er sich denen, die ihm ihr Herz nicht auftun wollen, nachdem er bei ihnen angeklopft hat, aufdränge. Er erzwingt sich nirgends auf Erden seine Anerkennung. Darum geht er incognito durch die Welt, gibt sich mit väterlicher Liebe denen hin, die sich ihm im kindlichen Glauben hingeben, lässt aber alle, die nicht auf diesem Wege zu ihm kommen wollen, sich Jahrhunderte um ihn und die göttlichen Dinge streiten, ohne dass sie in seiner Erkenntniss auch nur einen Schritt vorwärts dringen.

So ergibt sich denn auch von hier aus, wie weisheitsvoll die göttliche Anordnung ist, dass die letzte Entscheidung in den höchsten Fragen nicht vom Wissen, sondern vom Glauben getroffen wird, aber auch wie verantwortungsvoll für uns. Gott schiebt es uns in das Gewissen, ob wir glauben oder nicht, wenn er die äusseren und inneren Vorbedingungen dazu geschaffen hat. Er zieht uns darüber zur Rechenschaft. Geibel aber behält Recht, wenn er singt:

> Studiere nur und raste nie,
> Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
> Das ist das Ende der Philosophie,
> Zu w i s s e n, dass wir g l a u b e n müssen.

H. Werner.

Die Materie nach den neuesten Forschungen und Anschauungen.

III.

Was folgerte man nun aus diesem Gesetze?

„Die Eigenschaften, welche das sog. Wesen eines Elementes bedingen, sind von dem bezüglichen Atomgewicht abhängig, und es kann kaum noch bezweifelt werden, dass alle Grundstoffe unserer Erde in gesetzmässigem, wenn auch zur Zeit noch nicht genugsam bekanntem Zusammenhang zu einander stehen, und dass die Atome der nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft als Elemente bezeichneten Grundstoffe sich aus noch kleineren Teilchen eines allen Elementen gemeinsamen Urstoffes, des sog. Elektrons, zusammensetzen, wenn auch die Zerlegung solcher zusammengesetzten Atome bis jetzt noch nicht vorgenommen werden konnte."

Wir sind also genötigt, dem Begriff von Atom noch mancherlei beizufügen, besonders seitdem Tatsachen bekannt sind, welche uns über das Vorhandensein solcher Teilchen belehren, die 2000 mal kleiner sind als ein Atom Wasserstoff und den Namen „Elektronen" erhielten.

Wie kam man zu der Annahme derselben?

Man hat gefunden, dass alle Lichtschwingungen einer Flamme von elektrisch geladenen Teilchen ausgehen. Stellt man mittelst eines Glasprismas das in den Regenbogenfarben auftretende sog. Spektrum her, so zeigt dasselbe bestimmte Linien. Aus der Lage dieser bestimmten Linien lässt sich nun berechnen, wie rasch die das Licht spendenden Teilchen schwingen. Starke Magneten, welche man der Flamme nähert, beeinflussen die elektrisch geladenen Teilchen derartig, dass manche Linien des Spektrums sich verdoppeln, ja verdreifachen. Zufolge genauer Beobachtung der ganzen Erscheinung kam man schliesslich zu dem Ergebnis, dass in einer Flamme die Schwingungen nicht von vollständigen Atomen mit positiver und negativer Ladung erfolgen, sondern dass vielmehr die positiv geladene Masse festliegt und immer nur das negativ geladene Teilchen, welches man „Elektron" nannte, Schwingungen vollführt. Ein Vergleich der elektrischen Ladung mit der Grösse der Masse sagt uns, dass die Masse eines Elektronteilchens $^1/_{2000}$ der Masse eines Wasserstoffatoms ausmacht.

Lässt man elektrische Entladungen in ziemlich luftleer gemachten Gefässen von statten gehen, so erhält man Strahlen, die Goldstein Kathodenstrahlen nennt. Nach Wiechert werden sie von elektrisch geladenen Massenteilchen hervorgerufen, die bedeutend kleiner sind als gewöhnliche Atome und die ebenfalls als Elektronen zu betrachten sind, welche mit $^1/_3$ bis $^1/_5$ der Lichtgeschwindigkeit (d. h. etwa 300 Millionen Meter pro Sekunde) fliegen.

Es ist heute schon sehr wahrscheinlich, dass Elektrizität ein Stoff ist und dass die Anzahl der in unserem periodischen System aufgeführten Grundstoffe noch durch

2 neue Elemente vermehrt werden muss: positive und negative Elektronen. Diese beiden Elemente haben ein äusserst kleines Atomgewicht, das ungfähr 2000 mal kleiner als dasjenige des Wasserstoffatoms, also ungefähr 1,008:2000 = 0,0005 ist.

Um nun das Vorhandensein beider Elemente noch klarer vor Augen zu führen, möge daran erinnert werden, dass eine bestimmte Menge Chlorwasserstoff- oder Salzsäuregas, dessen Moleküle aus je 2 Atomen, aus 1 Atom Wasserstoff und 1 Atom Chlor, bestehen, sich aus unendlich vielen Molekülen dieser Gasart zusammensetzt, welche in einem Gefässe, das sie einschliesst, einen ganz bestimmten Druck auf die einschliessenden Wände ausüben. Denkt man sich einem solchen Gefässe in geeigneter Weise Wasser zugesetzt, so dass kein Chlorwasserstoffgas entweichen kann, so löst sich, wie man bis jetzt sagte, das Gas in dem Wasser und man erhält sog. Salzsäure. Diese vermeintliche Salzsäure wird nach der Menge des Wassers als verdünnte oder als starke (konzentrierte) Salzsäure bezeichnet. Treten wir der Sache aber näher, so finden wir, dass der Druck, welchen die vermeintliche Salzsäure nun auf die einschliessenden Wände des Gefässes ausübt, im Vergleich zu dem des freien Chlorwasserstoffgases verdoppelt wurde; dies aber ist nur dann möglich, wenn sich die Anzahl der Moleküle verdoppelt hat. In der Tat haben sich die Chlorwasserstoffgas-Moleküle im Wasser nicht als solche gelöst, sondern bei der sog. Lösung in Wasser fand eine Trennung der ursprünglichen Chlorwasserstoff-Moleküle in Chlor- und Wasserstoff-Moleküle statt; es trat also eine Gleichgewichtsstörung in den einzelnen Molekülen ein. Um diese Tatsache gut zu verstehen, denkt man sich in dem Augenblicke des Zusammentreffens der Chlorwasserstoff-Moleküle mit dem Wasser die unendlich vielen Chlorwasserstoff-Moleküle in Gruppen von je 2 Molekülen geteilt, dann tritt in jeder der unendlich vielen Gruppen eine solche Teilung der Moleküle ein, dass für einen unendlich kurzen Augenblick 2 freie Chlor- und 2 freie Wasserstoffatome entstehen, die sich zum Zwecke der Wiederherstellung des Gleichgewichtes derartig wieder neu untereinander verbinden, dass je 1 Molekül Wasserstoff (besteht aus 2 Atomen Wasserstoff) und je 1 Molekül Chlor (besteht aus 2 Atomen Chlor) entsteht. Die Anzahl der Moleküle hat sich hierbei nicht vergrössert; denn in jeder Gruppe, in welcher 2 Moleküle enthalten waren, entstanden wieder 2 neue Moleküle, nämlich 1 Molekül Wasserstoff und 1 Molekül Chlor; und doch hat sich der Druck auf die einschliessenden Wände, welcher nur von einer doppelten Anzahl von Molekülen nach der bestehenden, längst bewiesenen Gesetzmässigkeit ausgeübt werden kann, tatsächlich verdoppelt! Wie erklärt sich diese höchst wichtige Erscheinung?

In dem Augenblicke, in welchem das Chlorwasserstoffgas mit dem Wasser in Berührung kommt, gesellen sich zu jeder Chlorwasserstoffgasgruppe, bestehend aus 2 Molekülen, auch je 2 Moleküle sog. neutralen Elektrons, dessen Moleküle sich aus je 1 Atom positiven und je 1 Atom negativen Elektron zusammensetzen. Wir treffen also in jeder Chlorwasserstoffgruppe nicht 2, sondern 4 Moleküle, nämlich 2 Moleküle Chlorwasserstoffgas und 2 Moleküle neutralen Elektrons. Bei der Gleichgewichtsstörung, der notwendigen Bedingung des Zustandekommens eines

chemischen Vorganges, in den einzelnen Molekülen entstehen dann für einen unendlich kurzen Augenblick 8 freie Atome, nämlich 2 freie Wasserstoff-, 2 freie Chloratome, 2 freie positive Elektrone und 2 freie negative Elektrone. Das gestörte Gleichgewicht wird wieder dadurch hergestellt, dass sich je ein Atom Wasserstoff mit je 1 Atom positiven Elektrons zu einem neuen Molekül und je 1 Atom Chlor mit je 1 Atom negativen Elektrons zu einem neuen Molekül verbindet. Da wir nun in jeder Massengruppe des ursprünglichen Chlorwasserstoffgases nach der Trennung der Moleküle 2 freie Wasserstoff und 2 freie Chloratome haben, so erhalten wir nach vollendeter Trennung aller Moleküle jeder Massengruppe im ganzen 4 neue Moleküle, nämlich 2 Moleküle, bestehend aus je 1 Atom Wasserstoff und 1 Atom positives Elektron und je 2 anderen Molekülen, welche sich aus je 1 Atom Chlor und je 1 Atom negatives Elektron zusammensetzen. Somit ist die Flüssigkeit, welche wir bis jetzt Salzsäure nannten, kein Gemisch von Wassermolekülen und Chlorwasserstoffgasmolekülen, sondern ein Gemenge von Wassermolekülen mit positiv elektrisch geladenem Wasserstoff- und negativ elektrisch geladenen Chlormolekülen. Man nennt solche Moleküle, welche sich aus Atomen der bekannten Grundstoffe und aus Atomen positiver oder negativer Elektrone zusammensetzen, Jonen.

Wäre in der Salzsäure diese Verbindung nicht entstanden, so würde der Druck auf die einschliessenden Wände sich nicht verdoppelt haben, oder bei der erwähnten Gleichgewichtsstörung der Wasserstoff entwichen sein und das Chlor sich an seinen besonderen Eigenschaften bemerkbar gemacht haben.

Erwähnt werde hier noch, dass die Moleküle nicht aller Elemente sich aus 2 Atomen zusammensetzen, sondern dass z. B. die Moleküle von Phosphor und Arsen sich aus 4 Atomen zusammensetzen, dagegen das Molekül von Quecksilber und Kadmium nur aus je einem Atom bestehen soll. Wie ist letztere Erscheinung zu erklären? Je 1 positiv elektrisch geladenes Quecksilberatom verbindet sich mit 1 Atom negatives Elektron zu 1 Molekül neutralen Quecksilbers, das also scheinbar nur aus 1 Atom Quecksilber zu bestehen scheint, wenn man das zweite Atom, das erst mit ihm ein neutrales Molekül bildet, nicht berücksichtigt.

Fassen wir die Hauptpunkte des Vorausgegangenen zusammen: 1. Alle Stoffe setzen sich aus Molekülen zusammen. Ein Molekül ist das kleinste, frei auftretende, mit Hilfe unserer Sinne aber nicht mehr wahrnehmbare Teilchen eines Massenkörpers. Die Moleküle bestehen aus noch kleineren Teilchen, den Atomen, welche im freien Zustande nicht auftreten können, sondern sich im Augenblicke des Freiwerdens mit Nachbaratomen zu neuen Molekülen verbinden.

2. Bei chemischen Vorgängen findet stets eine Gleichgewichtsstörung der zu Molekülen vereinigten Atome statt, und da in der ganzen Natur ein gestörtes Gleichgewicht sofort wieder hergestellt wird, so geschieht dies bei den in ihrem Gleichgewichtszustande gestörten Atomen im Augenblicke des Freiwerdens, im status nascendi, dadurch, dass sie sich mit Nachbaratomen zu neuen Molekülen verbinden.

3. Zu den bisher bekannten Elementen müssen wir noch die 2 neuen rechnen, nämlich die positiven und negativen Elektronen.

4. Moleküle, oder wie man jetzt noch sagt, solche Atome, die mit positiven oder negativen Elektronatomen verbunden sind, führen den besonderen Namen „Jonen“.

5. Wenn man die Atome auch nicht wägen kann, so lässt sich ihr Gewicht, bezogen auf 1 Atom Sauerstoff = 16, wohl berechnen, und man spricht daher vom Atomgewicht der Elemente.

6. Es hat sich herausgestellt, dass alle Eigenschaften der verschiedenen Elemente „periodische Funktionen der Atomgewichte“ sind.

* * *

Bezüglich des Baus der Materie ist nun noch die nachfolgende Betrachtung bedeutsam: Die Massenkörper unserer Erde erscheinen uns entweder fest, flüssig oder gasförmig; sie treten, wie man zu sagen pflegt, in drei Aggregatzuständen auf. Wieder ist es die grossartige Kraft Wärme, von welcher die letzteren abhängig sind, wie man sich an dem Auftreten des Wassers in diesen drei Zuständen überzeugen kann. Sinkt im Winter die Temperatur unserer Luft, so wird bei 0° C das Wasser der freien Natur fest, gefriert, wird zu Eis, dessen feste Teilchen sich dann so gruppieren, dass im Gegensatz zu den sog. formlosen (amorphen) Massenkörpern mathematisch bestimmbare Formen, sogenannte Kristalle, zu Tage treten; alle Kristalle, welche aber bei dem Eis so klein sind, dass sie nur bei starker Vergrösserung gesehen werden können, sind immer von ebenen Flächen eingeschlossen. Führen wir dem Eis Wärme zu, so wird dasselbe schmelzen, d. h. in den flüssigen Aggregatzustand übergehen. Ein in die schmelzende Masse hineingestecktes Thermometer zeigt jedoch trotz der beständigen Wärmezufuhr keine höhere Temperatur als 0° C an und zwar so lange, bis der letzte Rest von Eis in flüssiges Wasser übergeführt ist. Wohin kam aber die beständig zugeführte Wärme, welche das Thermometer nicht andeutet? Sie leistete mechanische Arbeit, trat zwischen die einzelnen Moleküle des Eises, drängte dieselben auseinander und gab ihnen gewaltsam jene Stellung, welche sie im flüssigen Wasser einzunehmen haben und überwand auch jenen Druck, welcher von aussen her in Gestalt von Luftdruck u. s. w. auf der Masse lastete. Clausius nennt die Anordnung der Moleküle in einem Körper Disgregation. Wir können daher im Sinne dieses Forschers sagen, die Wärmemenge, welche hier das Thermometer nicht andeutet, leistet innere Arbeit, ändert die Disgregation und überwindet die von aussen her sich zeigenden Hindernisse, leistet auch äussere Arbeit.

Haben nun alle Moleküle die Stellung des flüssigen Zustandes eingenommen und ist auch die äussere Arbeit geleistet, so zeigt das Thermometer von diesem Augenblick ab die geringste Wärmezufuhr an, steigt also bei weiterer Zufuhr von Wärme. Nennen wir die Wärmemenge, welche notwendig ist, um 1 g Wasser um 1° C in seiner Temperatur zu erhöhen, eine Wärmeeinheit oder Kalorie, so braucht je 1 g Eis von 0°, um in Wasser von 0° überzugehen, 79,4 Wärmeeinheiten (Kalorien) d. h. man könnte mit dieser Wärmemenge, welche also mechanische Arbeit leisten muss, 79,4 g Wasser um 1° C erhöhen, oder 1 g Wasser von 0° auf 79,4° C bringen. Führt man nun dem Wasser von 0° mehr Wärme zu, so wird das Thermometer steigen, aber in dem Augenblicke, in welchem das Wasser

bei 100° C zu sieden beginnt, trotz fortgesetzter Wärmezufuhr auf 100° C stehen bleiben, und zwar so lange bis der letzte Wasserrest in Wasserdampf verwandelt ist. Auch hier leistete eine gewisse Wärmemenge zunächst mechanische Arbeit, trat zwischen die einzelnen Wassermoleküle und zwang sie die Stellungen des dampfförmigen Zustandes einzunehmen, beseitigte den Luftwiderstand u. s. w. Diese Wärmemenge, welche hier nicht sichtbare mechanische Arbeit leistet, ist = 537,2 Wärmeeinheiten, d. h. sie könnte je 537,2 g Wasser um 1° C erhöhen.

Wärme wird heutzutage als eine gewisse Bewegung der Moleküle um ihren Schwerpunkt angesehen. Entzieht man nun dem Wasserdampf Wärme, so schwingen die Moleküle wieder in ihre frühern Stellungen zurück, welche sie im flüssigen Zustand einnahmen, und während wir flüssiges Wasser erhalten, wird genau dieselbe Wärmemenge wieder erzeugt, die früher nötig war, um Wasser von 100° C in Wasserdampf von 100° C überzuführen. Entziehen wir diesem Wasser noch weiter Wärme, so geht es bei 0° C wieder in Eis über, seine Moleküle nehmen wieder genau die Stellungen des festen Zustandes ein und erzeugen beim Zurückschwingen in ihre alten Stellungen genau dieselbe Wärmemenge, die seiner Zeit notwendig war, um ihnen diejenige Stellung zu geben, welche sie im flüssigen Zustande einzunehmen hatten. Luftförmige Körper, welche durch blosse Wärmeentziehung in den flüssigen und festen Aggregatzustand gebracht werden können, heissen Dämpfe (z. B. Wasserdampf). Bei den meisten luft- oder gasförmigen Körpern müssen wir aber die Moleküle gewaltsam durch Anwendung bedeutenden Druckes und gleichzeitiger Entziehung grosser Wärmemengen in jene Stellungen bringen, welche sie bei dem bezüglichen Körper im flüssigen beziehungsweise im festen Zustande einnehmen. Diesen Druck, welchen wir hier anwenden müssen, vergleichen wir mit dem Drucke unserer Luft auf 1 qcm. Unsere Luft hält bekanntlich einer Quecksilbersäule von 760 mm Länge und 1 cm Durchmesser am Meeresspiegel das Gleichgewicht. Dieser Druck ist auf 1 qcm = 1,026 kg. Man nennt ihn einen Atmosphärendruck. Ein Druck von 4 Atmosphären, welchen man künstlich herstellt, ist dann = 4 · 1,026 kg auf 1 qcm u. s. w.

Noch vor nicht allzu langer Zeit war es unmöglich, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Stickoxydulgas und Kohlenoxydgas in den flüssigen Zustand überzuführen oder zu verdichten; ja, erst im Jahre 1823 verdichtete Thilorier Kohlensäure bei einer Temperatur von 0° und einem Drucke von 38 Atmosphären auf 1 qcm zu einer Flüssigkeit. Nach und nach gelang es auch die anderen Gase flüssig und fest zu machen. Man erzeugte mit fester Kohlensäure eine bedeutende Kälte, die dann den Molekülen der zu verdichtenden Luftart jene Kraft entzog, welche die Arbeit des Auseinanderdrängens der Moleküle bewerkstelligte. Zugleich setzte man die Gase einem beträchtlichen Drucke aus, und so gelang es Pictet und Cailletet 1877 in besonders konstruierten Apparaten Wasserstoff und Sauerstoff in geringen Mengen zu verdichten. Wenn auch diese Versuche keine Verwendung in der Technik erfuhren, so lieferten sie doch den Beweis, dass alle Gasarten in den flüssigen, ja festen Zustand übergeführt werden können.

Jede Gasart hat einen ganz bestimmten, meist niedrigen Temperaturgrad, bei

welchem sie sich bei gleichzeitiger Anwendung einer die Moleküle gewaltsam nähernden Kraft, d. h. eines bedeutenden Druckes, verdichten lässt.

Diesen Temperaturgrad nennt man „kritischen Punkt". Herbeiführung des kritischen Punktes, oberhalb dessen kein Gas verdichtet werden kann, und gleichzeitige Anwendung eines bedeutenden, bestimmten Druckes sind also die Erfordernisse der Verdichtung von Luft- oder Gasarten.

Erst am Ende des 19. Jahrhunderts 1897 gelang es dem Münchener Professor Linde, Sauerstoff und Luft in beliebigen Mengen zu verdichten. Er benutzte hierzu im wesentlichen folgendes Verfahren. Einer auf 200 Atmosphären zusammengepressten Luftmenge gestattet man, in dem bezüglichen Verdichtungsapparate sich plötzlich auszudehnen, wozu alsdann das Luftquantum einen Teil seiner Wärme verbraucht. Es tritt eine starke Temperaturerniedrigung ein. Wird diese dazu verwendet, eine zweite, auf 200 Atmosphären komprimierte Luftmenge in ihrer Temperatur zu erniedrigen, ehe man sie ebenfalls sich plötzlich frei ausdehnen lässt, so tritt eine noch grössere Wärmeerniedrigung ein. Bei Fortsetzung des Verfahrens erhält man flüssige Luft. Diese flüssige Luft erscheint gereinigt lichtblau und enthält ungefähr 1/8 des ganzen Stickstoffgehaltes der verdichteten Luftmenge als flüssigen Stickstoff. Nach und nach entweicht aller Stickstoff und der Sauerstoff bleibt in flüssigem Zustande allein zurück.

Solche verdichtete Luftarten kehren, sobald der auf ihnen lastende Druck aufhört, und die niedrige Temperatur, bei deren Anwendung sie gewonnen wurden, in eine höhere übergeht, wieder in ihren gewöhnlichen, gasförmigen Zustand zurück und üben alsdann auf einschliessende Wände mit grossartiger Kraft einen ganz furchtbaren Druck aus. Sie gestalten sich deshalb zu grossartigen Kraftmitteln, welche jetzt schon in der Technik vielfach Anwendung finden und zukünftig jedenfalls zu der grössten und mannigfaltigsten Arbeisleistung herangezogen werden. So gebraucht man z. B. feste Kohlensäure zum Bierausschank an Stelle der früheren, gesundheitsschädlichen Bierpressionen mit schlechter, verdorbener Kellerluft, ferner zur Fabrikation von Sodawasser und Schaumweinen, sowie zur Erzeugung grosser Kälte u. s. w. Aus dem flüssigen Sauerstoff hat man bereits unter dem Namen Oxyliquit einen Sprengstoff hergestellt, der gegenwärtig in grossartiger Weise beim Bau des Simplontunnels gebraucht wird.

Endlich werde hier noch erwähnt, dass die Moleküle aller, in einer Flüssigkeit gelösten Stoffe in geeigneten Apparaten auf Membranen einen bestimmten, den sog. osmotischen Druck ausüben. Denkt man sich bei solchen Stoffen das Lösungsmittel entfernt, so blieben die ursprünglich gelösten, unendlich vielen Moleküle allein zurück. Liesse man dieselben bei gleichem Atmosphärendruck und bei gleicher Temperatur (wenn dieses möglich wäre) im gasförmigen Zustande den gleichen Raum einnehmen, wie solchen die frühere Lösung vor dem Vertreiben des Lösungsmittel einnahm, so würden diese zurückbleibenden, unendlich vielen Gasmoleküle ebenso stark auf die einschliessenden Wände drücken als die ehemalige Lösung, die diese Moleküle enthielt, die Membrane zu belasten pflegte. (Wird fortgesetzt).

H. Orschiedt.

Der berechtigte Kern des Spiritismus.[1])

Recht viel hat sich im Laufe des letzten Jahres die Öffentlichkeit mit dem Spiritismus zu beschäftigen gehabt und der Grund war durchgängig kein erfreulicher. Grobe Betrügereien, plumpe Täuschungen eines leichtfertigen, leichtgläubigen Volkes, das sich doch für sehr klug hält, und dies auf einem Gebiete, das doch vor allem in heiliger Scheu vor jeglichem Truge bewahrt sein sollte. Jedenfalls darf es nicht Wunder nehmen, wenn nun die weite Öffentlichkeit das Kind mit dem Bade ausschüttet und Gläubige und Ungläubige einig darin sind, den Spiritismus als den grössten Blödsinn der Welt hinzustellen, einen Humbug, an dem auch nicht die Spur Vernunft, nicht das geringste Berechtigte sei. Wer gewöhnt ist, in seinem Urteil vorsichtiger zu sein, als es die Macher der Tagesmeinung sind und zumeist sein können, der wird auch dem Spiritismus gegenüber vorsichtiger sein. Weiss er doch, dass niemals irgend eine Geistesrichtung aufgekommen, auch der verkehrtesten und krausesten, verworrensten keine, die doch nicht irgendwie einen berechtigten Kern gehabt hätte. Ihre Verkehrtheit ist meist das Gegengewicht gegen eine andere, entgegengesetzte.

Kein Zweifel, dass auch der Spiritismus in gewissem Sinne eine Reaktion gegen den sich allwissend dünkenden Materialismus darstellt, eine Reaktion allerdings, die, wie es meist ihre Art ist, weit über das Ziel hinausschiesst.

Um jedoch Missverständnisse zu vermeiden, betrachten wir zuerst, was uns als Christen vom Spiritismus trennt, ja, von ihm abstösst, trotz gemeinsamer Grundanschauung. Letztere ist die Überzeugung von dem Leben des Menschen, der Menschenseele, auch nach dem Tode. Diese Überzeugung ist gewiss ein unveräusserlicher Bestandteil christlichen Glaubens. Aber ihr Vorhandensein ist an und für sich noch lange kein christlicher Glaube. Ja, wir dürfen sagen, sie ist an sich noch nicht einmal religiös. Denn Religion, Glaube ist für den Christen Gebundenheit an Gott, Leben in Gott.

Gerade aber der Spiritismus glaubt ohne irgendwelche religiöse Erhebung, ohne sittliche Läuterung seine Anhänger in Beziehung zur Ewigkeit, in Verkehr mit abgeschiedenen Geistern setzen zu können. Rein zaubermässig sollen „Geister“ berufen und zur Erscheinung gebracht, kurz „gebannt“ werden, genau wie es im Heidentum von jeher geschehen ist.

In diesen Versuchen, ganz gleichgültig ob etwas und was bei ihnen herauskommt, kann christliche Gewissenhaftigkeit und heilige Scheu nur frevelhaftes Beginnen sehen. Wir wundern uns deshalb auch gar nicht, können's vielmehr nur als eine ganz erklärliche Folge ansehen, dass Täuschung und Betrug sich allzuoft,

---

1) Es sei hier ein für allemal bemerkt, dass jeder Verfasser durch Zeichnung mit seinem Namen auch für seinen Artikel eintritt. Wenn wir einen Artikel bringen, so ist damit nicht gesagt, dass die Leitung mit allem einverstanden ist, was er enthält. Es scheint uns wesentlich, unsern Mitarbeitern in der Hinsicht einigen Spielraum zu gewähren. D. Hrg.

wenn nicht immer eingeschlichen haben bei den Sitzungen der Spiritisten. Man braucht ja nur den Namen des im vorigen Jahre vielgenannten und endlich entlarvten „Blumenmediums“ Anna Rothe zu nennen. Diese Schwindlerin kaufte auf offenem Markte Blumen und liess sie dann in ihren Sitzungen „erscheinen“, griff sie gewissermassen aus der Geisterwelt, der vierten Dimension, heraus. Dass körperlose Geister keine irdischen Blumen bringen könnten, auf den Gedanken scheinen Spiritisten nicht zu kommen. Jedenfalls haben sie erreicht, dass allerlei Taschenspieler schon „spiritistische“ Vorstellungen geben. Sicherlich müssen solche Vorgänge den ehrlichen Menschen anwidern, doppelt und dreifach den Christen, der sich bei allem Glauben nüchternen Sinn bewahrt, wie es Pflicht ist. Auch im Spiritismus sieht er den alten Erfahrungssatz bestätigt: Wo der Glaube weicht, da beginnt mit dem Unglauben der Aberglaube zu herrschen.

Noch abstossender wird der Schwindel des Spiritismus, wenn man bedenkt, dass er ein frevelhaftes Spiel treibt mit einem der erklärlichsten und reinsten Gefühle des Menschenherzens, — mit der Trauer um abgeschiedene Lieben und mit dem vielleicht törichten aber begreiflichen Wunsche, etwas zu erfahren über ihr Schicksal, ihren Verbleib nach dem Tode. Hier durch Gaukelei zu täuschen, das ist gewiss der Gipfel der Gewissenlosigkeit und Gefühlsroheit. Und doch müssen wir das Merkwürdige erleben, dass die grössten und gröbsten Täuschungen nicht imstande sind, die gläubigen Anhänger des Spiritismus irre zu machen, diese vielmehr immer wieder entschuldigende, harmlose Erklärungen für alle Betrügereien zu finden wissen; nicht etwa ungebildete, urteilslose Leute, sondern gebildete, ja gelehrte Männer, denen man sonst Torheit keinesfalls vorwerfen darf.

Wie ist das zu erklären? Zu erklären insbesondere in unsrer angeblich so glaubensscheuen Zeit? Gar zu schnell ist mancher bereit, einfach das ganze Gebiet abzulehnen und als sinnlos und verkehrt zu verwerfen, auf dem solcher Betrug vorgekommen. Und besonders der Bildungsphilister fühlt sich im Gegensatz zu der offenbaren Unvernunft und Rückständigkeit unendlich erhaben in seiner Aufgeklärtheit. Aber sollte uns die einfache Tatsache, dass so viele trotz alles Betruges am Spiritismus festhalten, auch Gebildete, nicht von alzuschnellem Urteil zurückhalten?

Dann sollten wir uns doch wohl auch hüten, über den rührenden Glauben von der Fortdauer der abgeschiedenen Seele einfach abzusprechen. Wie viele finden, dass mit dem Spiritismus auch der ganze Unsterblichkeitsglaube lächerlich gemacht und damit abgetan sei! Können wir das ruhig geschehen lassen? Ist's nicht auch unser Trost, an den Gräbern unsrer Lieben zuversichtlich glauben zu dürfen, dass unsre Toten leben, persönliches Leben haben und nicht etwa ganz allgemein aufgegangen seien in dem, der das Leben selbst ist, in Gott?

Daher ist es doch wohl angezeigt, einmal danach zu fragen und sich womöglich darüber klar zu werden, ob nicht auch der Spiritismus seinen berechtigten Kern habe.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, die Frage von allen Gesichtspunkten aus und gewissermasser erschöpfend zu behandeln. So verzichte ich von vornherein

darauf, auf die angebliche oder wirkliche neutestamentliche Begründung des Spiritismus einzugehen, also etwa den sog. „Astralleib“, den derselbe den „Geistern“ beilegt, auf den „geistlichen Leib“, das „Unverwesliche“ des Apostels Paulus zu beziehen u. dergl. mehr. In solchen Dingen kommt man aus dem Auslegen gar zu leicht in's Unterlegen hinein, einen Fehler, den man mit allem Fleiss vermeiden sollte.

Ich möchte die Frage behandeln im Hinblick auf ein der spiritistischen Literatur angehörendes Büchlein, das um die Jahrhundertwende in Stockholm erschien, das, trotz des beschränkten schwedischen Sprachgebietes in vier Monaten ebensoviele Auflagen erlebte und ins Deutsche, Dänische, Holländische, Englische und Französische übersetzt wurde. Es behandelt eben die Frage, die den Kern des Spiritismus m. E. ausmacht, die Frage nach der Fortdauer des Lebens nach dem Tode in poetischer Form, einer Form, deren hohe Schönheit allseitig anerkannt wird, über deren Inhalt man aber z. T. recht herbe abgeurteilt hat.[1])

Das Gedicht „Zum Licht“ schildert uns in Form einer spiritistischen „Offenbarung“ den sittlichen Entwicklungsgang, die Bekehrung möchte man sagen, eines einstigen gewissenlosen Lebemannes nach seinem Tode. In blasiertem Lebensüberdrusse zum Selbstmörder geworden, muss er als Abgeschiedener die bösen Folgen seiner Sünden sehen und dadurch sich strafen lassen. Zugleich aber wird er von heisser Sehnsucht nach Gott ergriffen, nach dem Gott, nach dem er im Leibesleben nie gefragt. Und Gottes Gnade lässt sich finden, sobald er nach ihr verlangt; sie befähigt ihn, sich Stufe um Stufe hinaufzuarbeiten, sie hilft ihm, dem vorher im Leben Toten, in dienender Liebe und treuer Sorge sich aufwärts, „dem Lichte entgegen“ (Mot Ljuset) zu entwickeln, zu Gott und seinem Heil zu dringen.

„. . . . Gott straft keinen,
Die Sünde straft sich selbst, denn jedes Korn des Wollens
Wenn es frei darf wachsen, trägt seine bittre Ernte,
Schmerz und Weh.
Des Menschen Schuld kann Engel nicht erzürnen
Sie trauern nur, . . .
Sieh, Gott ist stets bereit, und jede Seele
Die ehrlich nach ihm trachtet, kommt zum Lichte.
Der Weg ist lang, doch naht das Ziel zuletzt.“

Das ist, in seinen eigenen Worten angeführt, der Inhalt des Gedichts. Was sollen wir dazu sagen? Sollen wir es einfach als Unsinn abtun, weil's in keine der hergebrachten Formeln recht passen will? Über die Einkleidung des Ganzen in die Form einer spiritistischen Mitteilung mag man urteilen, wie man will — obwohl es der Verfasserin voller Ernst mit derselben zu sein scheint — den Gedanken darin kann man nicht abstreiten, dass sie von christlichem Geiste durch-

1) Mary Karadja „Zum Licht“ („Mot Ljuset“). Aus dem Schwedischen übersetzt von Alfred Wrocher von Trachenberg. Leipzig. Max Spohrs Verlag. Von derselben Verfasserin, Fürstin Karadja in Stockholm, gewissermassen als Erläuterung zu obigem, dieselbe Frage erörternd: „Das Evangelium der Hoffnung.“ Übersetzt (sehr mangelhaft!) von H. Sellmann. Gleicher Verlag. Jedes 1,50 M.

drungen sind, jedenfalls die sittlichen Anschauungen und die Gottesvorstellung darin. Doch ehe wir darauf des näheren eingehen, dürfte es sich empfehlen, einen kurzen Rückblick zu werfen auf die Entwicklung des Unsterblichkeitsglaubens.

Seit die Menschheit lebt, hat sie als der Rätsel und Schrecken grösstem dem Tode gegenübergestanden, und von Anbeginn ist sie überzeugt gewesen, dass das leibliche Sterben nicht zugleich auch das Ende darstellen könne des ganzen Lebens, der vollen Persönlichkeit. Als selbstverständlich erschien, dass etwas, ja das Wesentliche von ihr, bleiben, den Tod überdauern müsse. Schon in den Uranfängen der Menschheitsgeschichte begegnen wir dem Seelen- und Geisterglauben, und bis in unsre Tage hat er sich erhalten, unzerstörbar, nicht auszurotten. Denn ihn zu zerstören hat man auch von Anfang an versucht, die stoffgläubige Art mit ihrer Behauptung: „Wie der Baum fällt, so liegt er“, hat ihn zu allen Zeiten begleitet und so recht als Ausnahme die Regel bestätigt. Es ist Unkenntnis im höchsten Grade, in dieser Leugnung eine Errungenschaft neuzeitlicher Wissenschaft zu erblicken. Diese steht der Frage genau so ratlos gegenüber wie einst die alte.

Man sagt wohl überlegen: „Der Wunsch nach einem Fortleben ist der Vater des Gedankens und des Glaubens.“ Sicherlich auch; aber was ist damit gegen ihn bewiesen? Zudem ist es aber rein historisch gefasst nicht wahr. Man hat im Gegenteil sich mehr und länger vor dem „Leben nach dem Tode“ gefürchtet, als darauf gehofft, geschweige dass man sich danach gesehnt. Grauen erfüllte die Lebenden, wenn sie vom Toten- oder Seelenreiche vernahmen. Die Seele Achills, lesen wir bei Homer, wäre gern wiedergekehrt in dieses Leben, lieber hier Holzhacker als dort Fürst gewesen.

Man hat auch danach gestrebt, die Fortdauer nach dem Tode zu vermeiden. Der Buddhismus z. B. will ja im Grunde weiter nichts als dies, seine ganze Sittlichkeit besteht im Streben nach dem Vergehen im Nichts, seine Erlösung ist eine Erlösung vom Leben. Sicherlich ist ja ein Fortleben in der Seelenwanderung auch nicht gerade sehr verlockend. Jedenfalls, wer da sagen will, dass der Wunsch allein der Vater des Glaubens und der Hoffnung sei, dem kann man entgegenhalten, dass die Furcht, das bewusste oder unbewusste Grauen dann ebensogut die Mutter der Leugnung sein könne. Auch aus Frömmigkeit, aus heiliger Scheu hat man die „Auferstehung der Toten“ geleugnet, hat bestritten, dass die einzelne Menschenseele nach dem Tode weiterleben könne und dürfe. Nur einem Geiste, Jahve, gestand und gesteht der rechtgläubige Jude das Dasein zu. Neben ihm durfte es ebensowenig Geister als Götter geben. Darum war auch das zadokidische Priestertum, waren die Sadducäer zu Jesu Zeit Gegner der Auferstehungshoffnung.

Das Christentum hat sich dem alten Glauben, der auch im Volke Israel bestehen geblieben, ausdrücklich angeschlossen, hat ihn aber gehoben, versittlicht, geheiligt. Aus der einstigen Furchterscheinung hat christliche Glaubens- nnd Hoffnungsfreudigkeit ein Ziel der Sehnsucht werden lassen, ja, hat im „ewigen Leben“ Sein und Zweck des Lebens gefunden. Und die grössten und unbefangensten Denker haben diesem Glauben zugestimmt, haben anerkannt, dass es widersinnig sei, das Ziel des Lebens im Tode zu suchen.

Bis hierher durfte man in christlichen Kreisen allgemeiner Zustimmung sicher sein. Aber es bleiben der Fragen noch mehr. Der Spiritismus glaubt auf eine derselben eine Antwort geben zu können, und wir wollen sehen, ob die Antwort auch uns annehmbar erscheint.

Wenn wir schon gern überzeugt sein wollen, dass unsere Toten leben, — die Frage bleibt — wo leben sie? Eine kurze, klare Antwort ist nicht ohne weiteres darauf zu geben; auch die kirchliche Verkündigung erscheint vielen nicht frei von Widersprüchen, was nicht erstaunlich ist, da im Neuen Testamente sich auch eine zweifache Auffassung findet. Bald hören wir vom „jüngsten Tage" reden, der in fernster, fernster Zukunft, nach aller Menschheitsgeschichte die Schläfer wecken soll zu neuem, wahren Leben, — bald klingt es tröstlich: „Eure Toten leben, sie leben bei Gott, in Gott." Dies braucht ja im Grunde gar kein Widerspruch zu sein, denn der „jüngste Tag" ist der Anbruch der Ewigkeit. Ewigkeit ist aber die Befreiung von den zwingenden Begriffen der Zeit wie des Raumes, ist das Schauen mit dem Auge dessen, vor dem Tausend Jahre sind wie ein Tag. Wer gestorben ist, ist aus der Zeit genommen, hat den jüngsten Tag erlebt. Was für uns Erdenmenschen noch fernste, letzte Zukunft ist, — für die, die überwunden haben, für die Kinder der Ewigkeit ist es schon Gegenwart. Aber diesen Gedankengängen wird nicht jeder folgen.

Doch wo sind unsere Toten? Man sagt: „Im Himmel". Aber was heisst das? Einstmals, da man in der Weise der Alten sich den „Himmel" als Firmament, d. h. als feste Kugel über der Erdenfläche ausgespannt dachte und über ihr Gottes Wohnung sah, wie unter der Erdoberfläche die Hölle der Unterwelt, da war diese Antwort klar und ausreichend. Aber heute? Ist uns der Himmel nicht für immer genommen? Wissen wir nicht, dass die himmlischen Gebilde droben, Wolken und Sonne und Sterne „Welt" sind so gut, wie unsere Erde? Darum leiden unsre ganzen Vorstellungen vom Jenseits an einer Unklarheit und Unentschiedenheit, wie sie in dem Masse nicht nötig wäre. Dass uns andererseits volle Klarheit in diesen Dingen niemals werden wird, so lange wir im Fleische leben, dass wir das Rätsel des Todes oder des Lebens (was im Grunde genommen eins ist) niemals lösen werden, versteht sich von selbst. Aber höhere Klarheit zu suchen als wir haben, das ist uns unverboten, ist uns vielmehr Pflicht.

Es ist nun wohl von vornherein nicht viel Aussicht auf Beifall, wenn man sagen will, dass wir in dieser Frage vielleicht vom Spiritismus etwas annehmen, von ihm lernen könnten, ohne uns etwas zu vergeben, ja, dass wir vielleicht zu neuer Erkenntnis gelangen könnten durch ihn. Aber aller Schwindel, der mit ihm getrieben wurde und vielleicht weiter wird getrieben werden, und alle uns unverständliche Leichtgläubigkeit bei seinen Anhängern kann das nicht aus der Welt schaffen, dass doch eben er mit dem Auferstehungsglauben Ernst macht und Folgerungen aus ihm zieht. Mögen diese noch so verkehrt und töricht sein — das Gebet wird deshalb auch nicht Unsinn, weil es neuerdings gewerbsmässig als bezahltes Heilmittel ausgeschlachtet wird. Sehen wir also einmal ab von seinen oft recht blöden Versuchen, mit den Geistern in Verkehr zu treten, und halten wir uns

nur daran, dass er behauptet: Die „Geister“ der Abgeschiedenen schweben nicht irgendwo in unerreichbaren Fernen, sie sind vielmehr bei uns und um uns, — könnten es wenigstens sein, — — wer, der nicht den ganzen Auferstehungsglauben verwirft, will diese Anschauung von vornherein als sinnlos abtun? Auch vom streng christlichen Standpunkte aus kann und darf man das nicht. „Sie sind bei Gott“, sagt man vielleicht hiergegen, „und das genügt mir völlig“. Gewiss, mir auch. Aber wo ist Gott? Ist der nicht allgegenwärtig, nicht überall um und bei uns? Gilt nicht mehr des Paulus grosses Wort: „In ihm leben, weben und sind wir“? Hat nicht Christus gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“? und zugleich: „Wo ich bin, sollen meine Diener auch sein“? Muss da nicht also auch von den seligen Geistern gelten, dass sie mit Gott, mit Christus bei uns sind?

Nun denkt wohl mancher: Das lässt sich hören; wo aber bleiben die Unseligen? Noch vor kurzem schrieb mir ein dänischer Theologe, dass in seiner Heimat ein Pastor deshalb seines Amtes enthoben sei, weil er die Ewigkeit der Höllenstrafe bestritten habe. Sonderbar grausames Christentum, dies dänisch-amtliche, wenn's wirklich wahr ist. „Wie einer ist, so ist sein Gott“, sagt der alte Goethe. Gewiss, und auch seine Vorstellungen von Himmel und Hölle. Unsre heidnischen Altvordern dachten sich Walhall als eine Kampfesstätte und ein Trunkgelage; der Moslem träumt sich das Paradies als einen grossen Harem; der selbstgerechte Pharisäer aber dachte und denkt sich allerorten die Hölle als einen Ort der Folter, da seine Widersacher von rechtswegen ewig gequält werden; selbstredend sind sie allemal auch Gottes Feinde.

Doch: „Wisset ihr nicht, wess Geistes Kinder ihr seid?“ sagt Jesus Christus. Und in fortschreitender Entwicklung und wachsender Erkenntnis auf dem Wege, den er selbst gezeigt und stetig führt, ergreift die Menschheit, die Christenheit immer mehr in Gott den „Vater“, fängt sie ganz langsam aber sicher an zu begreifen, was das heisst und bedeutet: „Gott ist die Liebe“. Ein Gott aber, der die Liebe selber ist, so schliesst sie dann, kann nicht zwecklos strafen und quälen, nicht ewig zürnen. Seine Strafe kann nur das bezwecken, was alle vernünftige Strafe ja auch soll, wenigstens soweit sie von Liebe auch zum Sünder diktiert wird — sie soll bessern, sittlich heben, läutern. Darum muss — so schliesst nun der Spiritismus einer Mary Karadja weiter, — wenn es wirklich ein Leben nach dem Tode gibt, es auch ein Werden, eine Entwicklung aufwärts in ihm geben könne. Wer will den Gedanken glatt von der Hand weisen? Alles Leben, das wir kennen, steht unter dem Gesetze der Entwicklung; wie sollte das höchste, vollkommenste Leben blosses Beharren, steter Stillstand sein? Das unklare Bewusstsein davon ist schon von jeher vorhanden gewesen. In ihm dürfen wir wohl den Ursprung der römisch-katholischen Lehre vom Fegefeuer (purgatorium) sehen, jener Vorstellung, die auch für einen Goethe etwas Anziehendes gehabt hat. Wenn die Reformatoren jene Lehre verwarfen, so war das berechtigt, wenn man auf ihre Form und ihre damaligen sittlichen Wirkungen sieht. Dass sie auch ihren letzten, tiefsten Sinn abgelehnt haben, dürfte zu bedauern sein.

So widerstrebt es keineswegs unsrem christlichen Heilsglauben, verträgt es sich

sehr wohl mit unsrer Gottesvorstellung, wenn wir mit dem geläuterten Spiritismus einer Karadja eine Entwicklung des Menschengeistes, seine Heiligungsmöglichkeit auch nach dem Tode noch annehmen, und es gibt einen schönen, tiefen Sinn, mit ihr zu schliessen, dass jede Strafe Gottes, hier wie dort, lediglich die Rettung des Sünders und seiner Seele zum Ziele hat.

Und wäre das vielleicht nicht Seligkeit, als „dienstbarer Geist", im Dienste der ewigen Gottesliebe, denen nahe zu stehen, die man hier in Sorgen zurückliess, sie zu schirmen, zu segnen? Wer dienen, arbeiten, wirken für unverträglich mit Seligkeit hält, beweist nur, dass er Gottes Wesen nicht begriffen, nicht seinen Willen. — Umgekehrt aber, welche Strafe wäre geeigneter und gerechter zugleich, als die, dass der gewissenlose Sünder, der keine Liebe kannte ausser zum öden Ich, sehen muss, wie seine Sünde in den Seinen fortzeugt, Fluch auf Fluch gebärend? — Das ist die Strafe des Selbstmörders in jenem Gedichte, und an ihr lernt er, was er im Leben nicht begreifen gewollt, in Liebe sich sorgen und dienen und durch werktätige Reue und barmherzige Gotteshilfe sich erheben zu dem, der die Liebe ist. So ist ein und dasselbe Lohn und Strafe. Das dienen dürfen, Gottes Liebe und seinem Gnadenrate dienen dürfen an den Brüdern, ist Seligkeit denen, die aus der Liebe sind, den Ichmenschen aber ist das „dienen müssen" Not und Qual, so lange, bis es auch ihnen durch Sinnesänderung und stete Übung zur Freude, zur Seligkeit wird.

So erleben wir es staunend, dass der Spiritismus zu einer Zeit, da alles mit Entrüstung von ihm redet, da man allem „Okkultismus" scharf zu Leibe geht, sich als Führer anbieten möchte zur Vertiefung christlicher Erkenntnis in den „letzten Dingen". Vielleicht dürfen wir ihm getrost dabei folgen.

Aber wir erkennen auch, dass auf diesem Gebiete äusserst schwer die Grenzen zu ziehen sind zwischen freudigem Glauben und irrem Aberglauben. Vor letzterem hüten wir uns, wenn wir ohne alle Phantasterei, so verlockend sie oft erscheine, uns nüchtern halten an den allgiltigen Optimismus des Christentums und mit Paulus sprechen: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen." Also auch der Tod. Was aber sein wird und wie, das wissen wir nicht. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, dass wir Ihm gleich sein werden, und Ihn sehen, wie Er ist." H. Franke.



Zeugen Gottes in Wissenschaft und Kunst.

Karl Simrock, 1802—1876, namhafter Germanist und Dichter.

„Wenn die Mythen für den Glauben alles jetzt verloren haben, so haben sie für das Wissen gewonnen; es gibt erst jetzt eine Mythologie, eine Wissenschaft der Mythen. Sie lehrt uns erkennen, dass den religiösen Anschauungen der Völker geistige Wahrheit zu Grunde lag, der Irrtum aber darin bestand, dass die täuschen-

den Bilder, in welche die Dichtung jene Wahrheiten kleidete, für wirklich angesehen wurden. Die Uroffenbarung war verdunkelt oder gar verloren, den Gedankenbildern der Dichtung lag oft die volle Wahrheit nicht zu grunde; umsoweniger konnten sie genügen und mit dem Scheine der Wirklichkeit lange bestehen. In der Tat ergibt die Geschichte des deutschen Heidentums, wie es die Geschichte des antiken gleichfalls ergibt, dass die heidnische Form des religiösen Bewusstseins sich ausgelebt hatte, als das Christentum in die Welt trat, oder doch als es den nordischen Völkern verkündigt wurde, mithin der Glaube an den einigen Gott, der ohnedies allen heidnischen Religionssystemen zu Grunde lag, schon im Gemüte der Völker vorbereitet war. Auf dem Wege innerer Entwicklung war der heidnische Glaube dahin gelangt, den einigen Gott zu ahnen; ihn erkennen zu lehren, bedurfte es äusserer Mitteilung (Handbuch der deutschen Mythologie S. 2)."

Peter Rosegger, der berühmte steyrische Volksschriftsteller, geb. 1843.

„So wenig du mit deinem Baue hier das Wasser abdämmen wirst, weil es ewig herabrinnt vom Berge, und weil es schliesslich alle Dämme bricht, ebensowenig wirst du mit deiner kleinen Hirnschale die Geheimnisse Gottes erfassen."

„Glauben ist Gnade Gottes, die lässt sich nicht befehlen."

„Lieber wäre mir immerhin noch der Heide als der Atheist. Im Heidentume ist fruchtbarer Humus, im Atheismus ist alles dürr."

„Das Denken und Grübeln über Gott und alles Unendliche habe ich mir längst abgewöhnt. Der Frieden kommt nur im Beten." (Das ewige Licht).

G. Th. Fechner, berühmter Naturforscher und Philosoph, 1801—1887.

Einst kam ich in eine Stadt voll Häuser und Paläste aus Ziegeln, Quadern, Marmor, alle zweckmässig und regelmässig gebaut, fest gefügt und eins das andere überbietend in Verzierung. Inmitten aber stand eine alte Hütte, unbeholfen, zu keinem Menschenzwecke brauchbar, voll Luken, Löcher, dunkler Winkel, nichts passend aneinander; es fehlten Klammern, Streben, Stützen; ein Wunder, dass sie nur noch hielt. Und ich lachte über die Hütte, den Rest aus halbbarbarischer Zeit in solcher schönen reichen Stadt, und sprach: Morgen ist es Schutt. Und als ich wiederkam nach hundert Jahren, Schutt waren alle Häuser und Paläste rings, Schutt oder umgebaut, und andere standen umher an anderer Stelle, nach neuer Regel und zu neuen Zwecken. Die alte Hütte aber stand inmitten an alter Stelle, unverändert mit ihren Luken, Löchern, dunkeln Winkeln, dieselbe, als sähe ich sie am Tag vor hundert Jahren, als wäre zerbrochen dran der Zahn der Zeit, der alles bricht. Und abermals nach hundert und wieder nach hundert Jahren war's immer so: die alte Hütte noch dieselbe, indes rings alles neu. Da sprach ich: So hält sie Gottes Kraft. Und aus den Häusern und Palästen kam manch Kranker und manch Müder, und siechte in den Strassen und konnte nicht genesen, und half kein Arzt; doch wer in die Hütte ging, die selber schien des Arztes zu bedürfen, ward gesund und fröhlich. Da sprach ich: Hier wohnt Gottes Heil. Und als ich in die Hütte trat, da sah ich einen, der legte seine Hand auf die Kranken und die Müden, davon sie wurden heil; und ich erkannte Christus.

Die alte Hütte, untauglich für Menschenzwecke, schlecht gefügt nach Menschenregeln, mit ihren Luken, Löchern, dunkeln Winkeln, fehlenden Klammern, Streben, Stützen, das ist die Heilige Schrift. Man sieht sie an mit menschlichem Verstande; was ist dran haltbar, was nicht dran zum Spott den Spöttern, wie kann sie eine Stelle noch behalten auf dem reichen Markt der Schriften, der schön, der neugefügten, voll klarer Menschenweisheit, mit gut zusammenhängenden und wohl bewiesenen Sätzen? Kann sie es aufnehmen nur mit einer? Und doch, die Schriften alle, die schönsten und die klügsten, die pochen auf das Ewige ihrer Lehre, verfallen, machen anderen Platz mit anderer neuer Lehre. Die Schrift besteht und wird bestehen die alte, und Christi Geist darin als Herr und Hüter wird immer wieder fröhlich machen und gesund alle, die zu ihm kommen krank und müde, weil sie sich erst so lang herumgetrieben draussen." (Zend-Avesta I, S. 322).



Ein neues Evangelium! — Nun, das ist ja kaum etwas Besonderes; denn heute lösen sich die „neuen Evangelien" im Fluge ab; heute wird eines zum alten Eisen geworfen, und morgen kommt dann das allerneueste. Ja, ja, wie hungrig schaut doch die Menschheit nach frohen Botschaften aus! Da ist nun auch eine allerneueste aufgetaucht, die ist doch von besondrer Art, sodass man von ihr berichten muss, ein österreichischer Arzt (H. Salus) hat sie erfunden, es ist das „Evangelium der Schönheit" und er stellt es als Dichtung dar in dem Buch „Christa, ein Evangelium der Schönheit".[1]) Es soll vom alten, das sittlich-religiöse Leben

Die Geburt der Christa wird den Eltern durch Engel verkündigt, drei Blinde beten sie an; als Kind weist sie das Volk aus dem dunkeln Tempel in den lichten Frühling. Sie tauft Mädchen, predigt, wird von den Priestern verfolgt und lehrt die Krämer, dass sie die Künstler zu Unrecht verspotten. Ein Hoherpriester stellt dem König die Christa als Verbrecherin dar, die statt des Reiches der Schönheit und des Glückes Laster und Buhlerei verkündige; aber ihre Erscheinung beruhigt das Volk, und der König sinkt ihr zu Füssen, er ergreift ihre Hand und führt sie mit sich. Allein das aufgeregte Volk fordert ihre Kreuzigung und erreicht sie. Vom Kreuz herab verkündigt Christa, dass zu gleicher Zeit auf der andern Seite der Welt der beste Mensch den Kreuzestod um der Liebe willen erleidet. „Sein Kreuz wird ragen in die Ewigkeit, wie mein Kreuz ragen wird in die Ewigkeiten. Und wie ich um der Schönheit willen sterbe, um euch zu erlösen, stirbt er um der Liebe willen, die Menschheit drüben zu erlösen aus der Finsternis. Mein Reich ist gegründet! Ich sterbe, damit ihr in Schönheit lebt."

Der Anblick der reinen Schönheit am Kreuz ergreift die Umstehenden, selbst den Hohenpriester, der nun ein Loblied auf die reine Schönheit anstimmt. Ein Nachwort berichtet nach 1000 Jahren, dass sich das Reich der Schönheit immer weiter ausbreitet, und weissagt, dass nach Tausenden von Jahren die Jünger der Liebe aus jenem andern Land in das Reich der Schönheit kommen, die Schönheit am Kreuze sehen und ihre Reinheit begreifen und niederknieen werden zu preisen und zu huldigen. „Von unserm Kreuz zu Euerm Kreuze, von Christus zu betreffenden Evangelium aus die Menschen zu einem neuen führen,

1) Wiener Verlag 1902.

Christa, das ist der Weg der Menschheit." Und beide Reiche werden sich im Namen der Liebe und der Schönheit verbrüdern.

Hohe Achtung vor Christus, schöne Sprache und Reinheit der Gesinnung hat dieses neue Evangelium, wir wollen es gerne anerkennen. Aber es macht den Anspruch: Von Christus zu Christa! und stellt damit doch diese über jenen. Es liegt in dem Rahmen modernen Strebens, eine Religion der Schönheit und Kunst zu begründen und fällt damit auch derselben Kritik anheim. Die Schönheit lässt sich ja gar nicht von der Liebe und vom sittlich-religiösen Leben trennen, Christa selbst ist der beste Beweis dafür, und auf der andern Seite: ist er, dessen Gegenstück sie darstellt, nicht „der Schönste unter den Menschenkindern" und hat seine Offenbarung nicht die Kunst geheiligt und begeistert bis in unsere Tage hinein? Was brauchen wir eine Christa, wenn wir Christus haben, zumal jene ja bezeichnender Weise, auch in der Lebensschilderung, nichts als ein blosser Abglanz dessen ist, der in Wahrheit und in Liebe und in Schönheit auf dieser Erde wandelte. In ihm haben wir schon das Reich der höchsten Schönheit, das sich in der Reinheit seiner göttlichen Seele offenbarte, in ihm haben sich ja schon Liebe und Schönheit verbrüdert. Was soll also Christa?

Ich sagte, Christa liegt im Rahmen eines modernen Strebens nach einer Religion der Kunst. Dasselbe hat z. B. in einer neuen Zeitschrift „Die Werdenden" ihr Organ gefunden. Es sind offenbar jugendliche Stürmer und Dränger, die hier zum Licht empordringen, ach, leider auf einem Wege, der nur in die Irre der Dämmerung führt. Da heisst es:

Von einer Zukunft sonnenhellen Tagen
Soll's jubeln, da das ärmste Menschenkind
Nicht mehr verspürt des Alltags niedre Plagen
Und Idealen nachzugehn darf wagen,
Da alle Menschen Brüder, Künstler sind.

Gewiss, es gibt auch edle, reine Naturen, welche so streben, aber wie viele singen so und ähnlich, und ihr Ideal ist im Grunde genommen die trübe und ekle Sinnlichkeit, die sich mit dem prunkenden Gewande der Kunst den Schein des Anstandes zu geben versucht. Und das soll dann die reine Schönheit auf Golgatha ersetzen!

Aber wenn es auch ein tieferes und reineres Streben ist, das die Jünger einer neuen Religion der Kunst treibt und begeistert, — hat es denn auch nur die geringste Aussicht, Befriedigung zu gewähren? Mit Recht sagt Fritz Thor im „Hammer" (Nr. 13) solchen Bestrebungen gegenüber: „Ach, wenn es nur so sicher wäre, dass diese Kunst im stande ist, uns in ein Land des reinen Friedens, in ein Reich der Schönheit und Glückseligkeit hinüberzuführen! Wir wollten wahrlich die Letzten sein, ihr dies zu wehren. Aber vermag sie denn das? — sie ganz allein? O, wir kennen den beseligenden Zauber, den sie zuweilen über das Menschen-Gemüt ausübt, uns in seligere Gefilde entführend, — aber meist nur allzu flüchtig — um uns dann um so grausamer in die rauhe Wirklichkeit hinabstürzen zu lassen."

Ob nun aber der „Hammer" trotz aller ernsten Gesinnung zum Frieden führt? „Wir müssen das Volk erst hinausführen aus der dumpfen Enge des Tales, aus den wirtschaftlichen und sozialen Nöten — die zugleich auch geistige und seelische Nöte sind." Gewiss! Es tut not, die Wirklichkeit nicht über der Schwärmerei zu vergessen, und wäre letztere auch von edelsten Gefühlen durchdrungen. Aber, aber! soziale Erneuerung muss erwachsen auf dem Boden sittlich-religiöser Gesinnung, und solange unser Volk diese nicht hat, hilft ihm weder „Sicherung der materiellen Existenz" noch die Kunst mit ihren Gesetzen irdischer Schönheit.

Darum: Zurück zum alten Evangelium, das doch immer über die neuen und neuesten Evangelien triumphieren wird.

* * *

Von Zeugnissen über das hohe Alter der Kultur seien hier einige ganz neue angegeben: Professor Kittel in Leipzig hat in seinem Vortrag neulich von den grossartigen Ausgrabungen auf Kreta gesprochen, es möchte von Interesse sein, darüber etwas Näheres zu hören. Wir gehen nach einem Bericht in der „Umschau" von R. Zahn. Die Ausgrabungen

sind von italienischer Seite her unternommen und haben besonders zwei gewaltige Paläste frei gelegt, den in Phaistos, einer Stadt am Ufer des Jeropotamos, von der schon die Odyssee spricht, und den von Knossos, der Residenz des früher sagenhaften, jetzt aber als geschichtlich anerkannten Königs Minos. Der Palast von Phaistos zeigt einen grossartigen und einheitlichen Plan, besonders wird hervorgehoben, wie der Architekt den schwierigen Baugrund für seine Zwecke ausnutzte und dabei doch eine bewundernswerte, künstlerische Wirkung erzielte. Überhaupt offenbart sich in jener uralten Kultur allenthalben ein sehr feines Kunstgefühl. Als Baustoff wurde Kalkstein und Gips, sowie Cypressenholz verwendet, zur Wandbekleidung auswärtiger, farbiger Marmor, und bemerkenswert ist besonders auch der buntbemalte Kalkstuck. — Der Palast von Knossos scheint noch bedeutend glänzender gewesen zu sein, er ist „das grossartigste, was wir von der Architektur der mykenischen Epoche bis jetzt kennen.“ Die Räume tragen herrlichen Innenschmuck, Verkleidungen aus farbigem Stein mit ausgezeichnet gearbeiteten plastischen Ornamenten. Die Stuckreste zeigen Malereien in Fresko und bemalte Reliefs. Die Gemälde sind staunenswert, hoch erhaben über gleichzeitige ägyptische. Der Kopf eines jungen Mädchens mit langen, schwarzen Locken hat „wunderbaren Liebreiz“, er wird griechischen Werken aus der ersten Blütezeit nach den Perserkriegen gleich gestellt. Noch bedeutender sind flache Stuckreliefs mit lebensgrossen Figuren. — Wichtig sind auch zahlreiche Urkunden auf Tontafeln, deren Entzifferung aber zunächst noch nicht möglich ist. Aus den Funden ist auf eine „raffinierte, bis ins Ungesunde gesteigerte Höhe“ dieser kretischen Kunst zu schliessen. Die bildlichen Darstellungen beziehen sich auf Kultus, Repräsentation und Schauspiele, merkwürdiger Weise fehlen Kampfdarstellungen fast ganz (ebenso auch Festungsmauern), ein Zeichen für die Sicherheit des Landes.

Die Kunst von Knossos wird auch Ilias XVIII, 590 erwähnt. Als Blütezeit derselben wird die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. angesehen. — Der in Rede stehende Aufsatz schliesst mit den Worten: „In der Herrschergestalt des Minos und seinem Künstler Daidalos verkörperte sich für die späteren Geschlechter die grosse Glanzzeit von Kreta. Wieder hat uns der Spaten gelehrt, wie viel gläubiger wir den alten Sagen gegenüber sein müssen.“

Ausgrabungen, welche J. de Morgan in Susa in der Landschaft Elam, östlich vom Tigris am Choaspes geleitet, weisen auf eine uralte, blühende Kultur, die ins 5. vorchristliche Jahrtausend zurückreicht (Globus, 82. Bd., S. 295).

Im Britischen Museum in London findet sich ein Papyrus, der ein uraltes, ägyptisches mathematisches Lehrbuch enthält. Sein Alter wird auf das Jahr 1000 oder 2000 v. Chr. geschätzt, ja, ein Forscher hält es für die Abschrift eines noch älteren Werkes aus dem Jahre 3400 v. Chr. Jedenfalls ist es von höchster Bedeutung für die Beurteilung der geistigen Fähigkeiten der alten Ägypter, dass dieser Papyrus eine Lösung der Quadratur des Kreises (d. h. der Kreisberechnung) enthält. Die alten Ägypter kannten darnach schon die berühmte Zahl π (Pi), und zwar mit dem Wert 3,160 (genauer ist sie gleich 3,14159). Archimedes kannte sie freilich genauer; dagegen setzten die arabischen Mathematiker des Mittelalters sie zu 3,162 an, d. h. ihre ägyptischen Kollegen kannten sie Jahrtausende vorher genauer. — Das ist doch ein höchst bemerkenswertes Zeichen für die Höhe jener uralten Kultur und auch dafür, dass seitdem die geistigen Fähigkeiten des Menschen nicht gewachsen sind.

Das Gesetzbuch des Königs Hammurabi (Amraphael, 1. Mos. 14) von Babylon, eines Zeitgenossen Abrahams 2250 v. Chr., das Winckler übersetzt hat, ist das älteste der Welt und zeugt von einer staunenswerten Kultur. Es ist ganz modern in Sach-, Personen- und Strafrecht eingeteilt und spricht von Lehensrecht, Eherecht, Erbrecht, Kauf- und Vertragsrecht. — Diese Gesetze zeigen nordische und südliche Elemente und ebenso auch der Völkerbestand. — Von Einzelheiten des Gesetzbuches erwähnt ein Bericht der „Umschau“: Das Gottesurteil der Wasserprobe, Beweiskraft des Schwures, Gleichstellung von Mann und Weib, Haftpflicht der ganzen Ortsgemeinde.

Geld und Werkzeuge von Metall waren allgemein im Gebrauch. Es blühten Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Handel, man kannte Eindämmung der Flüsse, künstliche Berieselung der Felder, Wasserräder mit Tier- und Handbetrieb, Schiffe und Wagen. Die Arbeitsteilung war vollkommen, Masse und Gewichte waren geregelt. Winckler führt auch die Jahreseinteilung auf Babylon zurück.

Die ältesten bekannten Menschenreste bestehen aus Zähnen von angeblich sehr niedrigen Merkmalen, die man in Taubauch bei Weimar fand. Man hat nun daselbst angekohlte Tierknochen, dolchartig zugespitzte Beinknochen (vom Bären) und vor allem auch roh zugeschlagene Feuersteingeräte vom Chelléen-Typus gefunden. Damit ist einmal die Existenz von Menschen zu jener Zeit, die wohl bis vor die Eiszeit reicht, nachgewiesen, andererseits aber auch, dass es eben schon echte Menschen waren, wie aus den bearbeiteten Knochen und Steinen unzweifelhaft hervorgeht. Also: die ältesten heute bekannten Menschenreste stammen schon von Menschen her, welche, geistig genommen, die Merkmale echter Menschen hatten.

* * *

Über das Skelett des Menschen und die Abstammungsfrage machte Klaatsch (Heidelberg) Angaben. Das Skelett ist im Gegensatz zu dem Schädel bisher wenig auf Rassenverschiedenheit beachtet worden. Klaatsch behauptet, dass unser Körper nichts Unveränderliches ist, sondern dass er abändert, und er sieht diese Abänderungen als Quelle für das Verständnis der Vorgeschichte des Menschen an. Jedenfalls ist es richtig, dass man die Verschiedenheiten der fossilen Menschenreste nur dann verstehen wird, wenn man diejenigen der heute lebenden kennt. Was die letzteren anbelangt, so will Klaatsch in ihnen Spuren dafür gesehen haben, dass der Mensch tierische Vorfahren hatte. Am Armskelett finden sich verhältnismässig geringe Verschiedenheiten zwischen niederen und höheren Rassen, (was Klaatsch damit erklärt, dass die Hand ein uraltes Erbstück sei) viel mehr am Bein und Fuss. An der Wirbelsäule der Australier fand Klaatsch die Wirbel als relativ zu klein im Verhältnis zur Körperhöhe, was darauf hinweisen soll, dass jene sich noch nicht wie die anderen Rassen dem aufrechten Gang völlig angepasst haben. — Diese Untersuchungen stehen doch noch gar zu sehr im Anfangsstadium, um aus ihnen weitergehende Schlüsse zu ziehen.

* * *

Prof. Kaftan hat in einem Aufsatz über das „Wesen des Christentums" in der Monatsschrift „Deutschland" von neuem Harnack gegenüber betont, dass Christus zum Wesen des Christentums gehört. „Wie es kein Christentum gibt ohne den Glauben an den persönlichen Gott, so auch nicht ohne den Glauben an Jesus Christus, Glaube in dem Vollsinn genommen, dass, was Objekt des Glaubens, mit Gott zusammengehört und nicht von dieser Welt ist."

* * *

Der Basler Missionskalender berichtet vom Wachstum der evangelischen Heidenmission während des letzten Jahrhunderts. Die Zahlen in Klammern bezeichnen das Jahr 1800, die andern 1900. Es gibt Missionsgesellschaften (6) 370, Missionare (150) 6716, eingeborene Pfarrer (0) 3958, eingeborene Christen (15000) $3^1/_2$ Mill., die Jahreseinnahmen betragen ($^1/_4$ Mill.) 74 Mill. Franken.

Die Verbreitung der Bibel hat in Japan sehr zugenommen. Während es vor 30 Jahren dort mit Lebensgefahr verbunden war, die Bibel zu drucken, gibt es heute in Yokohama eine christliche Druckerei, welche sie in verschiedenen ostasiatischen Sprachen druckt. Im letzten Jahr wurden in Japan 138000 Bibeln verbreitet, 39000 mehr als im Vorjahr („Zeuge und Anzeiger" in Boston). Japan zählt eben 456 evang. Kirchen mit 47000 Seelen. — In Ägypten (zu 92% muhammedanisch) wurden im letzten Jahr 44000 Bibeln abgesetzt.

Nach der neuesten Religionsstatistik haben die verschiedenen Religionen folgende Mitgliederzahlen: Christentum 477 Millionen; Confucianismus 256 Mill.; Hinduismus 190 Mill.; Muhammedanismus 176 Mill.; Buddhismus 147 Mill.; Taoismus 43 Mill.; Schintoismus 14 Mill.; Judaismus 7 Mill.; Polytheismus 117 Mill. Es gibt also 477 Mill. Christen und 850 Mill. Nichtchristen. Von den Christen sind 230 Mill. Römische Katholiken, 143 Mill. Protestanten und 90 Mill. Griechische Katholiken.

E. Dennert.



I. Zeitschriften.

Im Globus bespricht Weule die Zwergvölker (Pygmäen) Neuguineas und kommt dabei (82. Bd., S. 251) auf den Umstand, dass solche Zwergvölker über die ganze Erde verteilt sind. Die neuere Völkerkunde hält dieselben für klägliche Reste einer ausgedehnten, alten Völkerschicht, die von den atlantischen Gestaden Afrikas bis zu den westlichen Regionen des stillen Ozeans reichte. Wie ist nun diese weite Ausdehnung bei dem sehr niedrigen Kulturzustand jener Pygmäen zu erklären? Meist sind es Sammler oder Jäger. Aber trotzdem musste man bei der Einheit jener Völker eine Wanderung über den Ozean annehmen, die fordert, dass sie früher schiffskundig waren. Nun zeigt sich etwas Eigenartiges. Bekanntlich will man gewöhnlich nichts davon wissen, dass die heutigen niedrigen Rassen Reste von früher höher stehenden waren; hier aber greift nun Weule ganz unbedenklich nach diesem Erklärungsmittel zu Liebe jener Annahme der einheitlichen Abstammung jener Zwergvölker. Er weist darauf hin: „dass der heutige Kulturzustand der Pygmäen sicherlich nicht ihren Höchststand bezeichnet. Vereinsamung zieht stets den Rückschritt nach sich, wie vor allem das Beispiel der Buschmänner beweist, denen alle Forscher übereinstimmend eine einstige höhere Kulturstufe zusprechen. Was hindert uns, unter die verlorenen Güter auch die Schiffahrtskunst zu setzen, scheint doch selbst ein so tüchtiges Volk wie die Kaffern diese Kunst . . . . eingebüsst zu haben." Also nach diesen Worten stehen Buschmänner, alle jene Zwergvölker und auch die Kaffern auf einem niedrigeren Standpunkt als früher. — Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig; warten wir in Ruhe ab, was die Wissenschaft mit der Zeit von den anderen Völkerschaften erfahren wird und ob nicht das Dogma von dem ursprünglichen Tiefstand der Kultur der niederen Rassenvölker noch mehr erschüttern wird.

Noch etwas anderes sei hier angefügt, was ein gewisses Interesse hat. Woher nahmen die Pygmäen ihren Ausgang? Man unterscheidet heute sehr übersichtlich drei Rassengruppen: die weisse (Arier und Semiten), die gelbe (Mongolen und Amerikaner) und die schwarze (Neger, Australier und Papua). Alle anderen Rassen sollen durch Mischung entstanden sein, die Malaien z. B. aus der schwarzen und gelben Rasse. Zur schwarzen Rasse gehören auch die Zwergvölker in Afrika (Buschmänner), Südasien und Neuguinea. Von ihrem Ursitz am Südrande Asiens aus, sind dann die Neger nach Südwesten gen Afrika verpflanzt, die Melanesier nach dem Südosten auf die Inselwelt Asiens und Australiens; und hier wie dort finden sich dann kleinwüchsige Abarten, eben jene Zwergvölker. Es ist bemerkenswert, dass hiermit ein grosser Teil der heutigen Menschheit, die von Südasien getrennt leben, doch dorthin als seiner Urheimat gewiesen wird.

Nr. 48–52 (1902) der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung (begr. v. Luthardt) bringen eine Besprechung der Geburtsgeschichte Jesu Christi von Nösgen, worin 1. die Stellung des gesamten Neuen Testamentes zu der Geburtsgeschichte Jesu Christi im ersten und dritten Evangelium, 2. der Ursprung und der Wert der betreffenden Abschnitte, 3, die angeblichen religionsgeschichtlichen Parallelen erwogen werden.

In der Christl. Welt 1903, Nr. 1—5 liefert Reischle einen bemerkenswerten Aufsatz über „Erlösung". Er bespricht zunächst die ausserchristlichen Erlösungsreligionen, dann das Christentum als geschichtliche und ethische Erlösungsreligion, deren Grundlage „die geschichtliche Person und Geisteswirksamkeit Jesu Christi, des Sünderheilands, ist". Sodann werden die Wandlungen des Erlösungsbegriffes in der christlichen Kirche ins Auge gefasst. Dabei wird entweder betont Befreiung von Unwissenheit und Tod (physisch-gnostische Lehre) oder Lösung von Sündenverderben und Befähigung zu guten Werken (Augustin und Abendland) oder Aufnahme in Gottes

vergebende und zum ewigen Leben erziehende Liebe (Reformation). Zum Schluss wird der „altmodische und moderne Erlösungsbegriff“ erörtert, anknüpfend an Kaftans Unterscheidung: für die altmodischen Christen steht die Erlösung von der Welt im Mittelpunkt der Religion, verbunden mit dem Glauben an den „göttlichen Erlöser“, „an die Gottheit des Menschen Jesus Christus“; der moderne Christ deutet die Erlösung ins Ethische um, wozu man keinen göttlichen Erlöser braucht (Kaftan stellte sich auf die Seite der „Altmodischen“). — Reischle will auch eine Erlösung von der Welt, aber „durchaus in der Sphäre des Ethischen“. Das ethische Leben, das sich in dem „religiösen Vertrauen zu Gott, der weltbeherrschenden heiligen Liebe“, und im „sittlichen Wollen dessen, was Gott von uns haben will“, äussert, erhebt schon über die Welt zu dem ewigen Gott. Wir sind schon jetzt in das überweltliche Reich Gottes aufgenommen; aber wir sehnen uns nach seiner Vollendung. Reischle will sich aber auch „zu Jesu als dem göttlichen Erlöser bekennen, der uns allein aus Schuld und Sünde, und darum auch aus der Welt und ihren Banden zu erlösen vermag“. Zur Kaftanschen Forderung der Gottheit dieses Erlösers nimmt jedoch Reischle keine klare und bestimmte Stellung.

Zur Babylonischen Frage nimmt die Christl. Welt auch mehrfach das Wort. In Nr. 1 beweist Jensen nochmals, dass Delitzsch' Behauptung vom babylonischen Monotheismus unbegründet ist. In Nr. 6 nimmt Gunkel zu der Frage das Wort in dem von uns schon neulich (S. 60) berichteten Sinne. — In Nr. 4 schreibt Melander über „Christentum und Kirchentum“. Christentum ist Leben: zwei Dinge hat Jesus lebendig gemacht: den Gottesfrieden und das Gottesverlangen. „Kirchentum ist Versteinerung des Lebens durch die Vernunft“ (dieser Begriff des Kirchentums scheint mir doch selbst recht „versteinert“ und einseitig zu sein, sollte er allein wirklich geschichtlich begründet sein?). Paulus soll zu Jesu Auffassung ein „altes pharisäisches Übel“ hinzugefügt haben: „Das Streben aus Leben Lehre oder Vorstellung zu machen.“ Im fertigen Kirchentum soll dann das katholische System, das Gottesverlangen, allein zum Prinzip erhoben haben, das protestantische dagegen die Gottesruhe, die Versöhnung und Erlösung. Wenn auch in der Praxis der Katholizismus auf Mystik, auf Gottesruhe ausgeht, und der Protestantismus ein kämpfender sei, in das System der Kirche sei das entgegengesetzte Prinzip nur ganz wenig übergegangen. Einen Ausweg sieht Melander nur in Richard Rothes völliger Verstaatlichung der Kirche: Schwinden des selbständigen kirchlichen Organismus und der Dogmatik, Übernahme des „Gesetzes“ und „der Vernunft“ der Kirche von Seiten des Staates und Freigabe des „Lebens“, letzteres soll heissen „die religiöse Gemeinde gewähren lassen“. „Der Staat wache darüber, dass die Religion rein bleibe, durch keine theologisch-kirchliche Vernunft verkümmert“. Melander meint: „Gottlob, das sind keine Utopien!“ Na, na!! —

Die Frage: „Kann die Kirche wahrhaft weitherzig und tolerant sein?“ beantwortet in Nr. 7 Dreydorff mit Nein, weil sie sich selbst aufgeben würde, wenn sie es täte. Dagegen verlange der Geist des Protestantismus volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Der Verfasser folgert aus dem letzteren die Entbehrlichkeit der Kirche, weiss aber, dass er damit „ziemlich allein stehe“. — Als ob die Geschichte der Menschheit nicht die Notwendigkeit einer Gemeinschaft, wie es die Kirche ist, ad oculos demonstriert.

Nr. 8 bringt zwei interessante Aufsätze über „Gott und das Unendliche“ von einem Laien (Wagner) und einem Theologen (Otto). Jener knüpft an Naumanns „Gotteshilfe“ an und hat das wohl ganz richtige Gefühl, dass dessen Gottesbegriff pantheistisch ist. Dieser moderne Gottesbegriff sei grossartiger als der landläufige und von diesem, dem Gott ausschliesslich(!) von dem Wesen eines vollkommenen Menschen erscheine, „geradezu kategorisch verschieden.“ Die Kopernikanische Weltanschauung habe mit letzterem, mit dem Paradieseshimmel, mit den Engeln zu Bethlehem, gebrochen. Das Unendliche tritt an uns heran, das unendlich Grosse wie das unendlich Kleine. Bei der Versenkung in das Unendliche erkennt der moderne Mensch nur Gott als „Urkraft und Weltseele“, doch nicht pantheistisch (!!). In durchaus nicht klarer Weise sucht nun Wagner die Persönlichkeit Gottes neben der Weltseele zu retten. Die Beziehung zu Gott findet er sodann durch Christus. - Otto sieht den Kernpunkt dieser Erörterung in der Forderung, eine Brücke zu schlagen von dem kindlichen zu einem spekulativ erweiterten Theismus. Er weist darauf hin, dass es sich bei Wagner um Schleiermachersche Gedanken handelt. — Ich möchte in

Sachen dieser Erörterung vor allem auf Ratzels Aufsatz in Heft 1 unserer Zeitschrift hinweisen: „Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht."

Die homiletische Zeitschrift „Dienet einander!" enthält in Nr. 1—4 (1902/03) neben Predigten und Dispositionen und Entwürfen zu solchen von Müller einen Aufsatz über „Gebetsheilungen" und von Stuhrmann über „Die Beteiligung der Geistlichen bei der Bestattung der Toten".

Die letzten Nrn. des „Christlichen Apologeten" (des deutschen Methodistenorgans Nordamerikas) bringen anlässlich des Wesley-Jubiläums in diesem Jahr eine Reihe von interessanten Artikeln über John Wesley und sein Werk.

Der „Christliche Apologete" gibt die Gesamtzahl der Methodisten auf 28½ Millionen an, was einer Zunahme von 3 Mill. in 10 Jahren entspricht. Die methodistische Kirche hat 48330 Prediger und 104836 Lokalprediger sowie 89198 Kirchen. Das Kircheneigentum des Gesamtmethodismus wird auf 300 Mill. Dollars veranschlagt.

In der „Zeitschr. für Philos. und Pädag." (1902, Heft 3—5) untersucht Ströle die Frage: Gibt es eine religionslose Moral? Er führt aus, dass ein streng wissenschaftlicher Beweis für die Abhängigkeit der Sittlichkeit von der Religion nicht geführt werden könne, kommt aber doch auf Grund einer geschichtlichen Betrachtung und einer Kritik der selbständigen ethischen Systeme zu dem Ergebnis, die Möglichkeit einer religionslosen Moral zu verneinen. F.

Im „Evangel. Schulblatt" veröffentlicht C. Foltz in Nr. 9, 10 u. 12 1902 und Nr. 1 1903 „Psychologische Skizzen". Er bekämpft die materialistische und aktualistische Auffassung des Seelenlebens und zeigt die Notwendigkeit der Annahme immaterieller, individueller Seelensubstanzen. F.

II. Bücher.

Seebergs „Grundwahrheiten der christlichen Religion" in ihrer Bedeutung für Glauben und Wissen. In der Gegenwart beginnt die Erkenntnis zuzunehmen, dass der Gewinn für eine bestimmte Weltanschauung weniger davon abhängig ist, einzelne Widersprüche gegen sie zu beseitigen oder diese und jene Lichtseite an ihr hervorzuheben, sondern dass es mehr darauf ankommt, sie in ihrer Ganzheit, in ihrer Vollendung in grossen Zügen auch vor weiteren Kreisen auszubreiten. So hat etwa Häckel in seinen Welträtseln einen einheitlichen materialistischen Monismus vorgeführt, so hat Langbahn in seinem „Rembrandt als Erzieher" für das allumspannende Ideal einer arischen Künstleraristokratie zu werben gesucht, und so machen sich seit einigen Jahren auch die Christen wieder auf den Weg, um das Christentum als Ganzes darzustellen, als zureichende Weltanschauung. Die gesamte Literatur über das „Wesen des Christentums" ist hiervon ein Zeugnis. Aber so dankbar man auch für vieles Einzelne in ihr Gebotene sein mag, wird doch bei nicht wenigen der Gesamteindruck zurückgeblieben sein, dass es der einen Seite nicht in genügendem Masse gelungen ist, die Lebensinteressen des Glaubens abzugslos zu wahren, während es der anderen stark an Verständnis und Rücksichtnahme auf die berechtigten Ansprüche des Wissens gebrach. Um so erfreulicher ist es, dass nun jüngst beide Wünsche in relativ vollkommenster Weise in einem Werke zur Erfüllung gekommen sind, das auch in grossem Wurf Wahrheit und Wahrheiten des Christentums darstellt. Es geschieht dies in D. Seeberg's „Grundwahrheiten der christlichen Religion" (Leipzig 1903, Deichert'sche Verlags-Buchhandlung, 3. Aufl., 3 Mk). — Der ist innerlich berufen und berechtigt, an der Verbindung von Glauben und Wissen mitzuarbeiten, der die starken Reize, die von beiden ausgehen, wirklich selbst empfunden hat. Bei Seeberg ist das der Fall. Aussagen starker Lust und Freude an der christlichen Weltanschauung bietet fast jede Seite des Buches „Ich bin der Ansicht, dass dieser Glaube die Seelen verwandelt und die Geister erhebt. Darum rede ich von ihm zu ihnen" (S. 4); aber eben so offen wird auch, nachdem die Skizzen moderner Weltanschauungen vorübergezogen sind, bekannt „und wir selbst sind gegen ihren Reiz nicht unempfänglich" (S. 30), und entschieden die Notwendigkeit behauptet, die Ergebnisse der neueren Wissenschaft auch für das Christentum zu verwerten. Von Kant's schwerer Arbeit heisst es, dass der gebildete Christ nicht tun kann, als wenn diese Arbeit nicht gewesen wäre. Es ist ungezogen, sich, wenn religiöse Dinge vorliegen,

von der Schärfe und Behutsamkeit des Denkens zu dispensieren, die man auf die kleinsten Dinge der Welt anzuwenden für angemessen hält“ (S. 35).

Diesen Grundsätzen entsprechend verfährt Seeberg in seiner ganzen Darstellung; besonders deutlich ist das in dem ersten Abschnitt, wo er von der Wahrheit der christlichen Religion redet. Es wäre ein grobes Missverständnis, Seebergs Ausführungen über den Beweis für die Wahrheit und Absolutheit des Christentums dahin zu deuten, dass er mit wissenschaftlichen Mitteln jemand zum Christen machen wollte, wohl aber sucht er zu zeigen, dass man, unter Voraussetzung der besondern religiösen Erfahrung, keineswegs darauf zu verzichten braucht, sich selbst den eingenommenen Standpunkt als wissenschaftlich wohl begründet nachzuweisen, und auch anderen einen Eindruck davon bieten kann, wie man nicht ohne Gründe gerade am Christentum festhält. Die beiden Mächte, die gegenwärtig ein Festhalten am Christentum am meisten unbegründet und unwissenschaftlich erscheinen lassen wollen, sind die vergleichende Religionswissenschaft und die Psychologie. Gegen sie richtet darum mit Recht als ein Mann, der die Zeichen der Zeit wirklich versteht, Seeberg seine Ausführungen. Zur Abwehr falscher Folgerungen aus dem Vergleich des Christentums mit den fremden Religionen wendet er zwei allgemein giltige, wissenschaftliche Massstäbe an, nämlich die Logik und die Geschichte. Der Inhalt aller übrigen Religionen birgt eine Fülle von einander widersprechenden Anschauungen in sich, eins passt nicht zum andern, im Christentum dagegen ist in voller Harmonie jede religiöse Wahrheit auf die andere gestimmt. Die Geschichte zeigt ein Altern und Sterben der Religionen, besonders beim Ausgange der alten Welt, das Christentum aber ist bis heute lebendig und im Besitze der reformatorischen Kraft immer wieder zu seinen grundlegenden Anfängen zurückzukehren. — Die Psychologie und die sich auf ihr erbauende Erkenntnistheorie lehrt, dass man von inneren Erlebnissen und Eindrücken ausgehen muss, um von ihnen aus rückwärts schreitend die Ursachen zu erkennen, die sie hervorriefen. Seeberg zeigt, dass das Beschreiten dieses Weges auch für die Erkenntnis der christlichen Wahrheiten wohl gangbar und gefahrlos ist. Aus dem, was Gott in ihm wirkte — Seeberg nennt es Glauben und Liebe, indem er diese Ausdrücke in ihrem ganzen Reichtum fasst — erkennt der Christ, rückwärtsschreitend, die göttlichen Taten und Ursachen, die dieses schufen, und ihrer Wirklichkeit. Stehen so die Methoden der christlichen Wahrheitsfeststellung im vollen Einklang mit den Methoden, wie sie die Wissenschaft anwendet, so zeigt sich erst recht der Inhalt des Christentums als die Erfüllung des Verlangens der natürlich menschlichen Seele; beide passen so gut zu einander, wie die Hälften einer zerbrochenen Münze, die sich im Altertum Freunde gaben, damit sie und die Ihren sich an deren Zusammenpassen später wieder erkennen könnten. Seeberg hat das, was andere dunkel ahnten und redeten von der Sehnsucht der menschlichen Seele nach Erlösung, in helle und klare Aussagen gefasst. In jedem Menschen liegt das Verlangen nach Empfangen und nach Wirken, nach der Abhängigkeit von einem Grössern und nach Verwirklichung ferner Ziele, nach einem Frieden, der ihm gegeben wird, nach einer Tat, die man tun kann. Beides erfüllt das Christentum, die höchste Gabe, die tiefste Abhängigkeit, und den unendlichen Frieden gibt der Glaube, der den ganzen grossen Gott in die Seele hineinnimmt und ins Herz hinabzieht; das fernste Ziel, die gewaltigsten Aufgaben und damit auch der stete Ansporn zu mächtiger Tat wird der christlichen Liebe im Reiche Gottes gegeben.

Es ist nicht not, den Nachweis, wie viel Seebergs Buch gerade für den Ausgleich von Glauben und Wissen, ohne das einem von beiden etwas Berechtigtes entzogen wird, bedeutet, noch weiter auszudehnen, jeder seiner Leser wird das auch bei der Darstellung der einzelnen Wahrheiten des Christentums in der zweiten Hälfte der Schrift leicht herausmerken; aber es ist vielleicht förderlich gewesen, zu zeigen, wie die Beleuchtung auch unter diesem Gesichtswinkel Seeberg's Grundwahrheiten als eine wissenschaftlich wie religiös gleich grosse Schöpfung erkennen lehrt.

R. Grützmacher.

G. Weitbrecht, „Der Fels in den Wellen“. 2. Aufl. J. F. Steinkopf, Stuttgart, 1902. 376 S. 4 M. — Eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen apologetischen Inhalts, die z. T. auch einzeln herausgegeben worden sind. Manches ist wertvoll und volkstümlich im besten Sinne. Sehr zu empfehlen.

B. Finger, Tolstoisches Christentum. Chr. Belser, Stuttgart. 1902. 51 S. 80 Pf. — Eine gut und sachlich orientierende Arbeit über Tolstoi aus den „Zeitfr. des christl. Volkslebens", deren Ergebnis lautet: „Tolstoi's moralische Schriften sind Bücher zum Kopfschütteln; seine Erzählungen, Novellen und Romane grossenteils Bücher zum Besserwerden."

E. König, Babyloniens Kultur und die Weltgeschickte. E. Runge, Gr. Lichterfelde. o. J. 70 Pf. — In Gestalt eines Briefwechsels wird hier der Nachweis versucht, dass die Behauptung falsch ist, die neuere Erforschung Babyloniens sei im Stande, unsere Auffassung von der Weltgeschichte von Grund aus zu verändern (H. Winckler).

A. Jeremias, Im Kampf um Babel und Bibel. J. C. Hinrichs, Leipzig, 1903. 38 S. — Diese Schrift wendet sich gegen die Sorge, die babylonisch-assyriologische Forschung könne der Hoheit des alten Testamentes etwas anhaben, sie weist die „positive" Theologie darauf hin, dass sie im Gegenteil aus ihr Nutzen ziehen könne gegen die evolutionistische Auffassung. Die Kritik des Buches, auch z. T. gegen das vorgenannte Buch, ist ruhig und sachlich.

H. Pöhlmann, Rudolf Euckens Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen. Berlin, Reuther und Reichard 1903. 93 S. Pr. 1,50 M. — Ein ausserordentlich lehrreiches Buch! Es bringt die Hauptgedanken einer Philosophie, welcher u. E. die Zukunft gehört. Über sie werde ich in diesem Blatte demnächst noch Näheres bringen. Das Büchlein sei allen denkenden Menschen als gute Einführung in Euckens Lehre bestens empfohlen! O. S.

E. Pfennigsdorf, a) Christus im modernen Geistesleben, 5. Aufl. 1903. Pr. 4 M. b) Fromm und frei, 1900. Pr. 1,60 M., Verlag Fr. Bahn Schwerin. a) Dieses der gebildeten evangelischen Jugend und ihren Freunden dargebotene, in 5. Aufl. erschienene Buch ist eine christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart. Nichts ist an ihm langweilig, alles anregend und zum Weiterstudium auffordernd. Die religionsphilosophischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen, ethischen und ästhetischen Theorien unserer Zeit werden hier in das Licht des evangelischen Glaubens gestellt, und Christus wird überall als Führer aufgezeigt. Wir rufen nur: nimm und liess! — b) Auch dieses Buch, vom Verfasser gekennzeichnet als „wahre Worte für tapfere Jünglinge", ist als eine „Mitgabe fürs Leben" warm zu empfehlen. Unserer Literatur fehlte ein Werk, das unsere Jugend auf die Glaubensangriffe vorbereiten und gegen den Ansturm des modernen Unglaubens widerstandsfähig machen wollte. Geistliche werden es ihren Konfirmanden als köstlichen Schatz mitgeben können. O. S.

A. Harnack, die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Leipzig, Hinrichs, 1902. 561 S. 9 M. — Ein gross angelegtes und grundlegendes Werk über das im Titel angegebene Thema. Hier, wo es sich um Kirchengeschichte handelt, zeigt sich der Verfasser in seinem ganzen Glanze.

B. Grützmacher, die Religionsgeschichte, eine Zeugin für die Wahrheit des Christentums. Hamburg, G. Schlössmann. 19 S. 0,60 M. — Ein durch Klarheit ausgezeichneter Vortrag, welcher fordert, dass die positive Seite auch endlich die Religionswissenschaft für die Wahrheit des Christentums ausnütze. Bemerkenswert ist vor allem die Hypothese des Verfassers die er als „religionspsychologische Nötigungen" bezeichnet, wonach gleichartige religiöse Vorstellungen verschiedener Völker durchaus noch nicht eine Auseinanderentwicklung fordern, sondern auf einer in der Menschheit liegenden Notwendigkeit beruhen. Es ist das ein sehr fruchtbarer Gedanke, den der Verfasser, Privatdozent in Greifswald, hoffentlich weiter verfolgen wird. Dt.

Fr. Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. 2 Bände. 748 u. 749 S. Leipzig, Bibliogr. Inst. 1894 u. 1895. — Auch dieses grossartige Werk ist eine Ergänzung von Ratzels „Erde" (s. Heft 2 und 3). Für die Gediegenheit des Inhalts, der in strittigen Fragen stets massvoll ist, und dafür, dass es durchaus auf der Höhe der Wissenschaft steht, bürgt der Name des Verfassers. Zahlreiche Bilder und Tafeln machen das Werk besonders wertvoll. Dt.

P. Schwarzkopff, Das Leben, als Einzelleben und Gesamtleben. Halle, C. Ed. Müller 1903. 130 S. 2 M. — Ein anziehender Versuch, das Recht des Individualismus im Universalismus zu retten, mit Benutzung der Erkenntnislehre Kants.

Fr. Baum u. Chr. Geyer, Kirchengeschichte für das evangelische Haus. 3. Aufl. Mit über 750 Textabbildungen und 40 Beilagen. München, C. H. Beck, 1902. geb. 15 M. — Ein

prächtiges Familienbuch, ausgezeichnet durch eine Fülle ausgezeichneter Bilder in guter Auswahl. Der Text ist gut volkstümlich. Die Verfasser scheinen Vermittlungstheologen zu sein. Wir möchten noch besonders darauf hinweisen, dass es ein vorzügliches Konfirmationsgeschenk ist.

Portig, Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur. Band 1: In der Mathematik, Physik und Chemie. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart. 8 M. — Portig vollbringt in diesem Werk für alle positiv gerichteten Gebildeten, für die Theologen und Philosophen insbesondere, die Arbeit, das Riesenmaterial der modernen Mathematik, Physik und Chemie kritisch zu durchdringen und deren wesentlichen Gehalt als Beweismaterial für die neu zu begründende dualistische Weltanschauung streng objektiv zu verwerten. Hier gewinnen die Gleichnisse Christi und die Bilderwelt der Poesie in der unorganischen Natur einen tieferen, wissenschaftlichen Untergrund; der Jahrtausende alte negative Begriff der Materie als einer blossen Masse wird ersetzt durch einen neuen, höheren. Er weist die Eigenlebendigkeit (Aktivität) der Materie in ihren drei Hauptbestandteilen — Stoff, Energie, Aether — nach und macht begreiflich, wie diese Materie sich verwandeln konnte in die lebende Materie der organischen Natur, und wie diese Materie sowohl in den höheren Individualitäten der Natur untereinander als auch mit den geistigen Persönlichkeiten in Wechselwirkung treten kann. So wird diese Naturphilosophie ungesucht zu einer Begründung von Grundwahrheiten der Religion als der Wechselwirkung zwischen Gott und Mensch, die in der christlichen Religion gipfelt in dem Erlösungstode Christi. Dieser Begriff der Wechselwirkung wird hier nachgewiesen als ein auf allen höheren Stufen der Natur herrschender. Die dualistische Weltanschauung Portigs bleibt nicht stehen bei der Wechselwirkung von zwei Substanzen, Geist und Materie, sondern erhebt sich darüber hinaus zu dem Dualismus von Substanz und metaphysischer Qualität. Er weist ferner nach, wie schon das materielle Universum bis in die kleinsten Gebilde hinein von dem Urgesetz beherrscht ist, dass nur Individualitäten existieren. Erstaunlich und hocherfreulich ist der Beweis, dass im ganzen Universum gerade die kleinsten Teilchen der relativ höchsten Aktivität fähig sind. Der Schluss, dass nur ein selbstbewusster persönlicher Gott aer Schöpfer dieser unendlich individualisierten und lebendigen Natur sein kann, drängt sich auf Grund dieser Ergebnisse unvergleichlich mehr auf, als dies bisher möglich war.

Bibliothek.

(Wegen Benutzung s. Näheres Heft 1, S. 32.)

21. G. Gross, Glaube, Theologie und Kirche. Tübingen 1902. (Geschenk d. Verf.)
22. O. Frommel, Das Verhältnis der mechanischen und theologischen Naturerklärung bei Kant und Lotze. Erlangen 1898. (Geschenk d. Verf.)
23. J. Urquhart, Die neueren Entdeckungen und die Bibel. 3 Bde. Stuttg. 1903.
24. J. Urquhart, Die erfüllten Weissagungen. Stuttg. 1899.
25. C. Jentsch, Sozialauslese. Leipz. 1898.
26. A. Fock, Über die Grundlagen der exakten Naturforschung. Berlin 1900.
27. E. Dreher, Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaften im Lichte der Kritik. Dresden 1900.
28. P. N. Cossmann, Elemente der empirischen Teleologie. Stuttg. 1899.
29. O. Flügel, Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. 3. Auflage. Langensalza 1896.
30. O. Flügel, Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe. 3. Auflage. Cöthen 1902.



Der diesem Heft beiliegende Prospekt der **Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg** wird freundlicher Beachtung empfohlen.